

*Kleine christliche Gemeinschaften
als Lebensräume des Glaubens*



Bistum
Hildesheim

2 – 3 **Vorwort**

4 – 39 **Dokumentation des Studientages
„kleine christliche Gemeinschaften“**

mit Klemens Armbruster
am 08.Oktober 2003 in Hildesheim

40 – 50 **Zwischen „strukturellen Randsiedlern“ und
„spirituellen Herzschrittmachern“**

Eine Auswertung der Umfrage im Jahr 2003
„kleine christliche Gemeinschaften im Bistum Hildesheim“

51 – 52 **Kleine Literaturliste**

EINLEITUNG

„Mystagogische Sakramentenpastoral braucht Räume des Glaubens“ - so die Überschrift eines Kapitels im Orientierungsrahmen für die Sakramentenpastoral im Bistum Hildesheim. Aber was sind ‚Räume des Glaubens‘?

Es wäre etwas vorschnell, einfach auf die Gemeinde zu verweisen. Gerade hier zeigt sich nämlich immer deutlicher eine Schwäche unserer vorfindbaren Strukturen und bestehenden Sozialgestalten von Kirche: Oft tun wir uns schwer, die eigenen Erfahrungen im Glauben miteinander zu teilen, uns gegenseitig auf dem Weg in eine immer tiefer gehende Gottesverwurzelung zu begleiten und Suchenden einladend von unserem Glauben zu erzählen. Lange Zeit brauchte es dafür in den Gemeinden auch keine expliziten Formen. Das Hineinwachsen in den Glauben war primär Aufgabe der Familie. Kultur und Gesellschaft waren christlich durchprägt; bei den Erwachsenen wurde – ob zu Recht oder Unrecht – ein gereifter Glaube vorausgesetzt. So entstanden die meisten unserer Gemeindestrukturen unter den Bedingungen eines volkskirchlichen Milieus; die Gemeinden und ihre Gruppen und Gemeinschaften lebten von Voraussetzungen, die sie selbst nicht bereitstellen brauchten.

Diese Situation hat sich grundlegend geändert; der Zusammenhang

in einem volkskirchlichen Milieu ist zerbrochen. So stellt sich die Frage, welche neue Tiefenstruktur an die Stelle der milieuhaft gegebenen Sozialstrukturen treten könnte. Es geht um die Möglichkeiten, wie zukünftig Christinnen und Christen ihr Miteinander spirituell gründen und praktisch gestalten. Es geht um Weggemeinschaften des Glaubens in ihrer je unterschiedlichen und vielfältigen Gestalt, die Menschen helfen, in ihrem Glauben und in ihrer christlichen Berufung zu wachsen.

Im Bistum Hildesheim hat die Synode von 1989/90 in ihrer Option für die Evangelisierung Bezug genommen auf „Kleine christliche Gemeinschaften“; Bischof Josef Homeyer hat dies 1993 im 2. Bernwardsbrief noch einmal deutlich unterstrichen. Ein neuer Aufbruch zum lebendigen Gott ist verknüpft mit einer Erfahrung des Lebens aus der Schrift, die gemeinschaftlich gestaltet ist: Bibelteilen und kleine christlichen Gemeinschaften gehen Hand in Hand. Solche Gemeinschaften, so formuliert der Beschluss „Eckpunkte 2020“ aus dem Jahr 2003, sind zudem Orte, in denen und durch die Glaubenseinführung und Katechese geschehen kann. Hier verknüpft sich die Option für eine mystagogische Sakramentenpastoral (mit ihrem Hinweis auf die Notwendigkeit von Räumen des Glaubens) mit der pastoralen Option für kleine christliche Gemeinschaften.

In diesem Zusammenhang sei auch verwiesen auf das apostolische Schreiben „Novo Millennio ineunte“. Johannes Paul II schreibt hier (nr 43) prophetisch: „Die Kirche zum Haus und zur Schule der Gemeinschaft machen, darin liegt die große Herausforderung, die in dem beginnenden Jahrtausend vor uns steht, wenn wir dem Plan Gottes treu sein und auch den tiefgreifenden Erwartungen der Welt entsprechen wollen.“

Auf diesem Hintergrund sind die beiden Beiträge dieses Heftes zu lesen.

Der Studientag mit Klemens Armbruster versucht, das Mannheimer Modell der WeG® - Seminare (Wege erwachsenen Glaubens) zu reflektieren und für unser Bistum fruchtbar zu machen. Es geht um Evangelisierung durch Glaubenskurse mit dem Ziel, lebendige und biblisch orientierte Weggemeinschaften von Erwachsenen zu initiieren. Mit diesem Modell liegt eine über mehr als 10 Jahre hinweg gewachsene praktische Erfahrung vor, in der Gemeinde und Evangelisierung aufeinander bezogen sind.

Die Umfrage „kleine christliche Gemeinschaften im Bistum Hildesheim“ aus dem Jahr 2003 versucht, den Ist-Stand der Entwicklung einer pastoralen Option in unserem Bistum zu erheben und die schon existierenden Gemeinschaften aus der pastoralen Tabuzone zu befreien.

Die Ergebnisse des Studientages und der Erhebung verhelfen zu einem geschärften Erkenntnisstand, um weiter an einer sich erneuernden Sozialgestalt der Kirche von Hildesheim und ihrer missionarischen bzw. evangelisatorischen Option zu arbeiten.

Nicht zuletzt ist hier ein Diskussionsbeitrag für die Weiterentwicklung und Präzisierung der mystagogischen Sakramentenpastoral gegeben, denn eine „mystagogische Sakramentenpastoral ist ohne das Nachdenken über eine erneuerte Gestalt der Gemeinde Jesu Christi nicht denkbar. Vor allem gilt es darüber nachzudenken, wo in der eigenen Gemeinde Spuren des lebendigen Gottes zu finden sind, und wie Christen suchenden Menschen ihren Glauben bezeugen können, auf das eine Sehnsucht nach Gott aufbrechen kann“ (Orientierungsrahmen, 18)

Hildesheim, im Oktober 2004

Pfarrer Dr. Christian Hennecke
Leiter des Fachbereichs
Verkündigung

Matthias Kaune
Referent im Fachbereich
Verkündigung

Studientag „kleine christliche Gemeinschaften“ 8. Oktober 2003 mit Klemens Armbruster

Begrüßung: Christian Hennecke

Ich begrüße Sie ganz herzlich zu diesem Studientag. Wir haben eingeladen, um in der Nachfolge des Studientages mit Bischof Lobinger im letzten Jahr einen weiteren Schritt der Bewusstseinsbildung und der Bewusstseinsklärung zu dem Thema „Kleine christliche Gemeinschaften“ zu tun. Ganz herzlich begrüße ich Bischof Josef, der in unserer Mitte ist, und alle, die unserer Einladung gefolgt sind [...]

„Kleine christliche Gemeinschaften“ ist kein unbekanntes Thema für uns alle hier im Bistum. Schon seit der Synode und dann auch später immer wieder wurde dieses Thema in den Blick gerückt. Aber es ist ja auch ein Thema, das nicht ganz leicht ist, das viele Fragen weckt und mit dem gleichzeitig viele Hoffnungen verbunden sind. Wir konnten gestern im Fachbereich Verkündigung mit einem philippinischen Bischof über das Thema sprechen; „Kleine christliche Gemeinschaften“ sind nicht nur Thema in der Weltkirche, sondern sind in vielen Gemeinden und Diözesen gleichsam zu einem ‚Programm‘ geworden. Und wir merken, dass „Kleine christliche Gemeinschaften“ auch für unser Bistum Hildesheim ein Zukunftsthema sind, gerade angesichts der tief grei-

fenden Veränderungen in der pastoralen Landschaft, die wir erleben und die uns sicher noch ins Haus stehen werden. Deswegen dieser Studientag, der sich aufteilt in zwei große Teile: Erstens der heutige Vormittag, der mit einigen kurzen Statements von jeweils etwa fünf bis sieben Minuten beginnt, und dann mit einem Vortrag von Klemens Armbruster weiterführt. Zweitens der Nachmittag, an dem wir nach einer kurzen Einführung in einigen Arbeitsgruppen über zentrale Fragestellungen nachdenken werden, die sich ergeben. Zum Abschluss werden wir dann ein Podium haben, wo wir noch einmal alles miteinander sichten und dann ins Gespräch kommen werden. Wir freuen uns und sind auch ein bisschen gespannt auf diesen Studientag, weil man ja im Vorhinein nicht weiß, wie das alles so ausgeht, wenn man anfängt, miteinander zu denken. Aber es ist eben auch sehr spannend, ein Stück Entwicklungsgeschichte von Kirche in unserem Bereich miteinander zu bedenken.

Ich möchte anfangen und zu den persönlichen Statements einladen. Wir haben fünf Statements vorgesehen: Es beginnt mit Bischof Josef, der uns in Kürze erzählt, wie diese Gedanken überhaupt in ihm gereift

sind und wie es im Bistum Hildesheim aus seiner Sicht angefangen hat. Wir werden dann vom Pilotprojekt Hannover-Ost hören über Erfahrungen, die schon gemacht werden. Wir werden in einem dritten Statement erste Ergebnisse und erste Tendenzen aus einer Umfrage hören, die in diesem Frühsommer im Bistum gelaufen ist. Danach wird Harald Volkwein eine Erfahrung von einem Glaubenskurs berichten, der sich in Salzgitter entwickelt hat, und zuletzt wird Helmut Hanusch über die Alpha-Kurse in Göttingen und ihre Folgen erzählen.

Statement Bischof Josef

Ja, zunächst darf ich sagen, ich freue mich wirklich sehr, dass es zu einem solchen Studientag endlich gekommen ist. Die Frage, wie ich selbst auf diese Idee der kleinen christlichen Gemeinschaften gekommen bin, hängt zusammen mit meiner Erfahrung als Sekretär der Bischofskonferenz. In diesen 13 Jahren hatte ich unter anderem die Aufgabe, Kontakt zu halten mit den Bischofskonferenzen in allen Ländern, in allen Kontinenten - das sind gut 120. Ich habe das immer während der Sommerferien gemacht und habe dabei eine Wandlung durchgemacht in den 13 Jahren. Als ich anfing, war so meine Grunderfahrung: Um Himmels willen, was müssen die noch viel lernen, bis die einigermaßen so gut sind wie wir. Das war

so meine ganz feste Überzeugung. Und mehr und mehr bröckelte diese Überzeugung und wick mich dann einer anderen, die am Schluss dominierte und mich ziemlich unruhig machte: Was müssen wir noch viel lernen, bis wir einigermaßen so gut werden wie die sind. Wo liegt die Erfahrung? Mittendrin lag eigentlich auch eine Zahl - ich wurde in jedem Jahr vor jeder Reise immer so informiert von den Bischöflichen Werken, was alles in den einzelnen Ländern, in den Kontinenten zu beachten sei, und dabei war mir eine Zahl immer wieder aufgefallen: Man dürfe nie vergessen, wie benachteiligt diese Länder seien, weil nämlich dort - wir kennen diese Zahl, die etwas gefährlich ist, aber ich nenne sie hier trotzdem mal -, dass dort, wo 30 % der Priester der katholischen Kirche tätig sind, genau jene Länder sind, in denen 70 % aller Gläubigen wohnen und umgekehrt, dass dort, wo 30 % aller Katholiken dieser Kirche leben - Deutschland, USA, Kanada - 70 % aller Priester tätig sind. Diese Zahl hatte ich immer so ein bisschen im Kopf, eigentlich voller Mitleid, und konnte mit der überhaupt nicht zusammenbringen, wo eigentlich Aufschwung und wo so lähmende Stimmung ist. Aufschwung habe ich eigentlich in den Jahren gelernt. Diese Besuche jedes Jahr, die vier, fünf Wochen in den anderen Kontinenten, waren für mich Exerzitien, waren für mich eine Labsal, ein Volk

zu erleben in unbegreiflicher Armut und unglaublichen Verhältnissen, aber mit einem Schwung, mit einer Begeisterung, das hat mich einfach fasziniert. Es war in den letzten Jahren für mich schlimm, wenn man in Frankfurt landete, man spürte es gleichsam, diese hier herrschende Traurigkeit, diese Lähmung: „Alles so schrecklich!“ und „Wie soll das nur weitergehen?“ Ich muss gestehen, dass ich in der Tat in der Versuchung war: Diesen Kontinent verlässt du, hier kannst du es nicht aushalten, lieber anderswo hin! Aber die Frage war für mich gleichzeitig: Woran liegt das? Woran liegt das nur? Und je mehr und mehr ich darüber nachdachte, wurde mir klar: Eine Grunderfahrung von Lateinamerika über Afrika bis Asien, vor allem Philippinen, was ja schon genannt wurde - immer wieder diese Basisgemeinschaften, wie sie hießen. Wir haben ja in den einzelnen Kontinenten unterschiedliche Namen, aber überall mehr oder weniger die gleiche Grundstruktur. Ich gebe auch zu, dass ich anfangs überhaupt kein Verständnis hatte für diese Basisgemeinschaften, habe sie für eine exotische Spinnerei gehalten, bis mir ein Bischof in Brasilien sagte: „Ach, am besten, du gehst mal hin und guckst einfach mal zu!“ Und ich habe dann an einer teilgenommen und fortan war das eigentlich so Bestandteil jeden Jahres, diese Basisgemeinschaften zu besuchen.

Und ich habe bittere Abbitte getan. Ich habe da selbst so ein Stück Umkehr vollzogen und betrachte das als ein unerhörtes Geschenk. Was das im Einzelnen war, wäre schon eine Beschreibung wert, die nicht ganz einfach ist, aber wenigstens kurz sei es angedeutet: Das Zusammenspiel von personenbezogener Spiritualität und gemeinschaftsbezogener Spiritualität, diese Spannung gilt es auszuhalten; oder diese biblisch verwurzelte Spiritualität, die zugleich kontextuell, soziokulturell unerhört zu Hause war. Frère Roger sagt so schön: Mystik, Gottesverwurzelung und Politik ist dort Realität. Sie haben das, sie bringen diese Spannung, diese Pole - Gottesverwurzelung einerseits und gesellschaftliches, soziales, politisches Engagement andererseits - zusammen. Dieses Aueinanderdriften, was wir heute häufig bei uns leben, habe ich dort eigentlich nie erlebt. Das sind die wesentlichen Dinge, man könnte noch manches andere sagen. Sie kennen die Dinge: Nicht ‚Kirche für das Volk‘, sondern ‚Kirche des Volkes‘. Es war jedes Mal, ich muss es immer wieder sagen, faszinierend und hat mir selbst derart viel gegeben - die größte Erfahrung, die tiefste Erfahrung, ich habe auch den Eindruck, die mich am meisten prägende Erfahrung, die ich in dieser Zeit gemacht habe.

Das zweite, was ich vielleicht kurz sagen sollte: Ich habe davon natür-

lich immer dem damaligen Vorsitzenden der Bischofskonferenz - zunächst Kardinal Döpfner, nachher Höffner - erzählt und bekam dann jedes Mal von dem Religionssoziologen Höffner eine Lektion zu hören: Na ja, das ist schon so, keine Gemeinde ohne eine Substruktur! Das geht gar nicht ohne Substruktur, man kann nicht unmittelbar sein. Und er erzählte dann auch von verschiedenen Gemeinschaften angefangen über die Bruderschaften bis zu den Verbänden verschiedenster Art und regelmäßig endete sein Kolleg: Keine Gemeinde ohne Substrukturen! Wir benötigen heute neben einer tieferen Gottesverwurzelung vermutlich nichts dringender als innovative Sozialformen. Das pflegte er zu sagen: Wahrscheinlich sind's diese kleinen christlichen Gemeinschaften, mit denen er sich sehr schwer tat, aber immer wieder: Wahrscheinlich sind die es.

Letzte Erfahrung: Als ich hier im Bistum angekommen war und während einer der ersten Pastoralbesuche in einem Dekanat den Dekanatsrat besuchte, sagte mir der Dechant: „Ich kenne den Verein überhaupt nicht; er tritt das erste Mal zusammen und wir haben bisher keine Praxis und wie das gehen soll, weiß ich nicht.“ Und ich sagte: „Was sind denn das für Leute? Ich kenne sie ja auch nicht. Die sollen doch mal ein bisschen ihre Biographie erzählen.“ Haben sie dann auch

getan und für mich überraschend: Zwei junge Leute erzählten - ich würde sagen, fast typisch modern -, dass sie ortlos waren, orientierungslos und ziemlich vagabundöse Phasen erlebt hätten. Dann seien sie auf Menschen gestoßen, die Gotteserfahrungen gemacht hatten und davon geprägt waren und sie eingeladen haben. Und die Begegnung mit denen und das Mittun habe sie umgeworfen. Wenn sie nur hier einen ebensolchen Ort finden könnten... Das war für mich eigentlich ein Aufruf: Wir müssen uns mehr um solche Gemeinschaften kümmern.

Hennecke: Vor einem Jahr im Juni sagte Bischof Lobinger am Ende der Tagung in Hannover-Ost: „Ja, ich versteh das ja, dass ihr glaubt, hier in Europa ist das schwieriger mit den Nachbarschaften und den kleinen christlichen Gemeinschaften. Aber ich wäre so naiv, das zu probieren!“ So sagte er und im Pilotprojekt Hannover-Ost waren sie so naiv, es zu probieren. Was ist dabei passiert?

Statement von Bernd Galluschke:

Okay, die Vorgeschichte: Es fing an mit der Diözesan-Synode und in den verschiedenen Versuchen mit dem Bibelteilen. In dieser Zeit sind auch Gruppen um das Wort des Lebens entstanden, inspiriert vom Fokolar, und auch die Firmarbeit war geprägt von Jugendgruppen mit Bibelteilen und Bibelgespräch. Dann war - wenn ich jetzt in die Geschich-

DOKUMENTATION STUDIEN TAG

te gucke - Bischof Lobinger die Grundlegung und sein Wort und seine Ermutigung, einfach dem Kairos zu vertrauen und es zu versuchen und sich nicht so viele Gedanken im Kopf zu machen: Klappt es, klappt es nicht? Und das haben wir versucht. Wir haben eine kleine Gruppe gegründet, ein Teilprojekt. Ein wichtiger Punkt war die Frage: Wie setzen sich diese kleinen christlichen Gemeinschaften zusammen? Und da war so für mich der zweite Kairos der Besuch in Bremen bei einem evangelischen Pastor. Wir konnten sehen, dass der es mit seinem Glauben, den er investiert hat, als er in diese Hochhaussiedlung kam, und mit der Hilfe Gottes natürlich geschafft hat, in 20 Jahren dort 25 Hauskreise zu gründen. Das war für mich jedenfalls ein entscheidender Punkt, um zu sagen: Ja, das geht auch bei uns!

Wir haben uns dann mit dem Teilprojekt viele Gedanken gemacht; wir haben Leiter gesucht, die qualifiziert sind durch persönliche Erfahrungen mit Gott, mit kleinen christlichen Gemeinschaften, und durch die Fähigkeit, Erfahrungen mit Gott auch weiter sagen zu können. Dafür ist zum Beispiel durch Predigten und vor allem durch persönliche Ansprache gewonnen worden; letzteres war wohl das Wichtigste. Wir haben dann in der Fastenzeit einen Eröffnungabend gehabt; da sind 40 ganz unterschiedliche Menschen gekommen, auch über unseren pastoralen Raum

hinaus und - man glaubt es kaum - innerhalb von drei Minuten haben sich vier Hauskreise gegründet nach Sympathie, wahrscheinlich auch nach Attraktivität der Leiter, zu denen man sich hingezogen fühlte. Eine sechswöchige Testphase sollte es geben, die dann evaluiert wurde und schon gegen Ende war klar, dass die Hauskreise, so wie sie sind, zusammenbleiben wollen, dass keiner raus wollte. Seitdem treffen sie sich zweiwöchentlich. Das hat sich ziemlich schnell herausgebildet, das zweiwöchentliche Treffen. Am Anfang haben wir gesagt, für die Probephase seien wöchentliche Treffen gut, dann ging es zweiwöchentlich weiter.

Wichtiger weiterer Punkt ist, dass wir gemerkt haben, es braucht ein Coaching für die Leiter, also ein geistliches Coaching, und das hat auch angefangen. Natürlich gab es in der Projektphase der Planung und der Durchführung auch so eine kleine Leiteranschulung, wie Bischof Lobinger sagt, da haben wir uns auch dran gehalten. Im Augenblick scheint das Leben der Hauskreise gefestigt zu sein. Neu entsteht die Frage, was unsere Aufgabe im sozial-diakonalen Bereich ist. Eine weitere Frage ist: Wie können wir neue Hauskreise gründen? ‚Ausgründen‘ aus bestehenden Kreisen? Können wir nicht Hauskreisleiter ‚ausleihen‘ oder ‚verleasen‘, um neue Hauskreise zu gründen (wir haben die bewusst so genannt)?

[...] Was im Augenblick interessieren würde, ist ein ‚Hauskreis online‘. Wir haben auf unserer Homepage einen Chatroom, der anfängt zu laufen und es gibt ein paar Leute, die sagen: Wir würden da gerne einen Hauskreis online machen, einfach weil wir zu Hause nicht wegkommen auf Grund von Alter, vielen Kindern und so weiter. Ich bin sehr glücklich über diese Entwicklung; eigentlich kann ich's fast immer noch nicht glauben, dass das so läuft und mit welcher Begeisterung es läuft.

Vortrag: Klemens Armbruster

Ich möchte Ihnen heute Vormittag einfach von unserem, von meinem Weg erzählen. Ich will also keinen pastoraltheologischen Vortrag halten, sondern Ihnen meine und unsere Geschichte erzählen. Und ich hoffe, dass in diesen Erzählungen etwas für Sie bereit liegt, wo Sie sagen: Das tut mir gut, das wäre eine gute Anregung.

Ich arbeite zur Zeit im Erzbischöflichen Seelsorgeamt als Referent der Fachstelle für „Evangelisierende Gemeindepastoral - Wege erwachsenen Glaubens“. Und wie es dazu kam und was wir da treiben, will ich Schritt für Schritt erzählen.

Im katholischen Milieu

Sie merken, dass ich von meiner Sprache her aus dem Schwarzwald komme. Dort bin ich in einem

klassischen katholischen Umfeld groß geworden. Heute sage ich, ich bin „zufälligerweise“ in ein katholisches Elternhaus hineingeboren und deshalb die ersten 14 Jahre meines Lebens katholisch erzogen worden. Wenn ich in einem evangelischen Elternhaus geboren worden wäre, dann wäre ich zufälligerweise evangelisch geworden. Katholisch geprägt worden zu sein, ist also keine Entscheidung gewesen, sondern eher Zufall. Mit 14 Jahren bin ich auf Grund eigener Entscheidungen ins Internat gegangen. Dort gab es ein Hallenschwimmbad - für mich aus einem tiefen Schwarzwälder Tal stammend eine faszinierende Geschichte, ein Hallenschwimmbad zu haben. Das war der Grund, ins Internat zu gehen. Ich hatte die Hauptschule beendet und dann in diesem katholischen Internat in sechs Jahren Abitur gemacht. Typisch für ein erzbischöfliches Internat haben wir sehr viel Religiöses miteinander gemacht. Unter anderem sind wir einmal jährlich nach Münsterschwarzach gefahren, haben dort Exerzitien gemacht zusammen mit dem heutigen Abt - damals noch Prior. Es war eine sehr lebendige Zeit und trotzdem war ich bis zum Abitur mit 20 Jahren dem christlichen Glauben gegenüber fremd geworden, obwohl ich 20 Jahre in einem katholischen Umfeld gelebt hatte.

Lebenskrisen werden Chancen

Die Bundeswehrzeit entfernte mich noch weiter vom Glauben. In mir entstand die Frage: „Was hat das für eine Bedeutung, dass ich die ersten 20 Jahre meines Lebens religiös geprägt worden bin?“ Diese Frage hat mich zum Theologiestudium motiviert. Ich wollte Theologie studieren um zu verstehen, was in meiner Geschichte religiös gelaufen ist, obwohl ich eigentlich nicht mehr glauben konnte oder wollte. Persönlicher Glaube war nicht die Motivation für das Theologiestudium. Als zweites Fach habe ich Mathematik zu studieren begonnen und später dann ins Fach Latein gewechselt. Inzwischen hatte ich die Zwischenprüfung in Theologie hinter mich gebracht. Dann stand ich vor der Frage: Wann mache ich Zwischenprüfung in Latein? Mir war klar: Da ich immer ein guter Schüler war, werde ich auch diese Prüfung bestehen. Ich werde Examen machen; ich werde Lehrer am Gymnasium für Latein und Religion werden; ich werde heiraten und Kinder kriegen; ich werde als einziger Sohn - ich habe drei Schwestern - das Haus meiner Eltern übernehmen; und ich werde dort leben und dort sterben.

Aber ich wollte mit 23 noch nicht sterben! Da begann für mich ein innerer Umbruch: Was will ich denn mit meinem Leben? In dieser Krise kam ich ins Nachdenken und habe mich daran erinnert, dass vielleicht

die Münsterschwarzacher Mönche mir helfen könnten. Ich bin dorthin gefahren und habe an frühere Zeiten angeknüpft, an Pater Meinrad, der mich Schritt für Schritt auf den Weg gebracht hat, wirklich in die Tiefe zu gehen und nachzuschauen: Was ist da eigentlich in deiner Tiefe? Wer wohnt dort bei dir? Eigenartigerweise war diese Suche verknüpft mit der Frage: Soll ich Priester werden? Auf diesen Weg habe ich mich etwas unsicher begeben. Gleichzeitig hat mich die Frage umgetrieben: Was heißt es eigentlich, heute als Christ zu leben? Wie willst du als Christ leben? Das wurde die eigentliche Frage hinter dem Vorhaben, mich auf den Weg zum Priesterberuf zu begeben. Im Schulpraktikum bin ich dann der Unterrichtseinheit ‚Christen leben in Gemeinschaft‘ begegnet. Das war für mich der Impuls darüber nachzudenken: Wie willst du als Priester leben? Und dieses Schulthema „Christen leben in Gemeinschaft“ hat sich bei mir Schritt für Schritt weiter entwickelt. An einem Sonntagvormittag saß ich mit einem Kurskollegen zufälligerweise bei Tisch und fragte ihn: „Ja, wie willst du später als Priester leben?“ Da sagte er: „In Gemeinschaft.“ Und da sagte ich: „Das will ich auch!“

Gemeinschaft und Pastoral

Die zweite Frage hieß für uns: „Was willst du als Priester später tun?“ Da Hubert Reichardt genauso

wie ich eine Auszeit im Glauben hatte, ist uns wichtig geworden, dass wir erwachsenen Menschen Glaubenserfahrungen ermöglichen wollten. Aber wie? Die Pastoraltheologie hat uns damals wenig an diesem Punkt weitergeholfen.

So haben wir im Priesterseminar so von 1986 bis 1987 angefangen nach Orten zu suchen, wo es Glaubensgemeinschaften gibt; dabei sind wir fast nur auf gescheiterte Formen gestoßen. Das war zunächst ernüchternd. Wir hatten in unserer Diözese zwar viele getroffen, die gesagt haben: „Ja, das wollten wir auch mal.“ Aber es war nur wenigen gelungen.

Dann war für uns wichtig, nach Ravensburg zu gehen. Hier bekam ich eine erste Fühlung mit einer Pastoral, wo Erwachsene zum Glauben gekommen sind und wo ich – schon zum Diakon geweiht – das Gefühl hatte, die glauben tiefer und besser wie ich als frisch geweihter Diakon. Für mich war das eine befremdliche Situation, Menschen zu begegnen, die von mir dem neu geweihten Diakon etwas erwarteten, obwohl ich gleichzeitig das Gefühl hatte, sie geben mir etwas. Wir, Hubert und ich, begannen ab da einfach Gemeinschaft zu leben und uns wöchentlich zu treffen. Bald kam ein anderer Priesteramtskandidat, Franz Werle, dazu. Sein Gemeinschaftsprojekt hatte sich zerlegt und als Alternative blieben

wir übrig. Wir kamen regelmäßig zusammen, um gemeinsam Gemeinschaft zu leben. Obwohl wir zunächst drei Priester waren, wollten wir unser Zusammenleben als eine Gemeinschaft von Christen verstehen.

Schon kommt Neues zum Vorschein

Im Jahre 1987 schrieb ein damaliger Erzbischof Oskar Saier seinen für uns bahnbrechenden Hirtenbrief: „Evangelisieren – die Kraft der Erlösungstat Jesu Christi durch ein Leben aus dem Glauben sichtbar machen.“ Der Text entstammt dem Tagesgebet am ersten Fastensonntag. Es ist für mich immer wieder sehr bewegend, jedes Jahr am ersten Fastensonntag zu beten, dass wir Gott darum bitten, noch tiefer von der Kraft der Erlösungstat Jesu Christi durchdrungen zu werden und diese durch ein Leben aus dem Glauben sichtbar zu machen. Dieser Text war für mich wie ein Schlüssel und eine Kurzformel für Evangelisierung. Die Erlösungstat Jesu Christi, die Kraft, die dahinter steckt, durch ein Leben aus dem Glauben heraus sichtbar zu machen. „Leben aus dem Glauben“ hieß für mich von Anfang an gemeinsames Leben.

Wir begannen dann Schritt für Schritt nach neuen Wegen in der Pastoral zu suchen. Wir waren ja selber allesamt, auch Franz Werle, solche, die als Erwachsene neu zum Glauben gekommen waren. Wir haben uns gefragt: „Gibt es zur Ein-

weihung Erwachsener in die christliche Grunderfahrung eigentlich eine Methode?" Wir sind dann 1988 auf Pfarrer Leo Tanner in der Schweiz gestoßen. Heute sind wir mit ihm befreundet und arbeiten viel mit ihm zusammen. Unter anderem geben wir gemeinsam erarbeitete Materialien heraus. Dort sind wir dem Glaubenskurs begegnet und haben damit einen Weg gefunden, eine Methode, die man anbieten kann, um Erwachsenen erwachsene Glaubenserfahrungen zu ermöglichen. 1989 haben wir dann erste Versuche unternommen, einen Glaubenskurs anzubieten - Hubert und Franz und ich jeweils an unserer Kaplanstelle. Der erste, den ich durchgeführt habe, den habe ich in den Sand gesetzt! Irgendwie zieht sich das bei mir durch, dass aus der Krise eine Chance wird und ich immer wieder neu herausgefordert werde, etwas Neues zu beginnen.

Mannheim 1990-2000

Es kam für uns 1990 nach zwei Jahren dann sehr überraschend - Franz ist 1987 geweiht, Hubert und ich sind 1988 geweiht -, dass wir schon so früh als Gemeindepfarrer nach Mannheim versetzt werden sollten. Der Grund war ganz einfach: Unser Personalchef, der heutige Erzbischof, hatte ein Problem. Im Mannheimer Süden gab es eine Pfarrgemeinde, die heruntergewirtschaftet war. Alle erfahrenen Pfar-

rer, die sich für diese Pfarrei interessierten, haben den Braten sofort gerochen, als sie sich die Sache angeguckt haben, und haben natürlich abgesagt. Was macht ein Personalchef? Mit Speck fängt man Mäuse! Da er wusste, das wir als Gemeinschaft zusammenleben wollten, hat er gesagt: „Hier gibt es ein großes Pfarrhaus in Mannheim, da könnt ihr zusammenleben, schaut's euch mal an.“ Bis dato haben wir jeweils in unserer Kaplanspfarrei gelebt. Und wir hatten noch nicht damit gerechnet, dass wir als Gemeinschaft mal eines Tages oder sogar so schnell unter einem Dach leben konnten. Unser Personalchef war offen für diese Wege, ja, aber dass er es uns so schnell ermöglicht hat, war die Chance für uns und wir haben zugegriffen. Später ist raus gekommen, dass es im Ordinariat hieß: „Die haben keine Chance in Mannheim. Das ist eine heruntergewirtschaftete Pfarrei, die größte in der Stadt, sie haben keine Pfarrerfahrung und noch dazu stehen sie am Anfang mit ihrer Gemeinschaft... das wird nie was.“

Irgendwie ist's doch was geworden. Wir hatten miteinander überlegt, wie wir es uns verteilen. Zwei von uns sollten in dieser Pfarrei sein; der eine sollte den Pfarrer „spielen“, der andere den Kaplan und der dritte sollte zum Dekan an die Jesuitenkirche. Wir entschieden, Hubert und Franz machen Pfarrer und Kaplan in

dieser Pfarrei und ich gehe zum Dekan an die Jesuitenkirche.

Dort an der Jesuitenkirche habe ich zu meinem neuen Chef gesagt, er bekomme einen guten arbeitswilligen Kaplan, aber dieser Kaplan habe eine Flaute im Kopf: Er möchte gerne evangelisieren. Da hat er geantwortet: Das macht nichts! Und ich habe gesagt: Doch, das macht schon was: Sie werden Ärger bekommen! Wenn man etwas Neues beginnt, dann wirft es Fragen auf, macht Ärger und der Ärger landet nicht bei dem, der ihn verursacht, sondern immer beim Vorgesetzten. Ich fragte, ob er bereit sei, diesen Ärger zu ertragen. Und da hat er gesagt: „Schau mer mal, was kommt.“ So haben wir dann miteinander zehn Jahre lang ausgehalten. Wir drei hatten eben von Anfang an klar für uns, dass wir evangelisieren wollen und dass es dabei vorrangig um die Zielgruppe der Erwachsenen gehen sollte.

Zu diesem Zeitpunkt 1990 waren schon Vorbereitungen für einen Dekanatsglaubenskurs gelaufen. Mit dem Beginn der Initiative zur Evangelisierung hatte Erzbischof Dr. Sailer 1987 Dr. Wilhelm Schäffer freigesetzt für Glaubenskursarbeit. Dieser hatte 1991 den Dekanatsglaubenskurs zu halten. Es kamen damals 250 Leute zu diesem Kurs. - Der erste Kurs zieht immer viele Leute an, das ist auch heute noch so. - Ich hatte gesagt, weil ich an der Dekanatskir-

che war, der Jesuitenkirche, ich würde nach dem Kurs für die Weiterarbeit sorgen. Es sind nach diesem Kurs sieben neue Gruppen entstanden; drei bestehende haben sich auch auf diese Arbeit eingelassen. Ich habe dann mit einer Leiterschulung begonnen - so nannten wir das. Aber nach einem Jahr gab es eine Krise, weil wir zu viele gegensätzlichen Ideen hatten und ich selbst meine eigenen Ziele nicht genügend geklärt hatte. Es war eine schwierige Phase für mich. Ich merkte, etwas läuft schief, etwas stimmt nicht mit der Entwicklung, aber ich konnte selber nicht sagen, wo es hingehen soll. Über die Sommerferien hinweg war ein Ringen; ich war mit verschiedenen Leuten im Gespräch, bis irgendwann der Durchbruch kam. Mir wurde klar: Es geht um Evangelisierung in Mannheim! Ich wollte ein Team gründen, das Kurse hält, Kleingruppen gründet und so einen Beitrag leistet zur Glaubensweitergabe. Die entscheidende Erkenntnis nach diesem Sommer war: Du musst Deine Vision klären und vermitteln und Leute einladen, bei der Verwirklichung der Vision mitzutun. Von den 23 Leiterinnen und Leitern der bisherigen Leiterschule entschieden sich sieben(!) mit mir ein solches Team aufzubauen. Dann haben wir als erstes einen weiteren Glaubenskurs durchgeführt und neue Gruppen gegründet und sie zusammengeführt.

Die Gründung des Mannheimer Evangelisierungsteams (MET e.V.)

Bald haben wir gemerkt, dass die Menschen dort, wo ihnen eine Glaubenserfahrung ermöglicht wird, von sich her sehnsüchtig danach werden, in gemeinschaftlicheren Lebensformen zu leben. Eine zweite Entdeckung war, dass Leute, die im Glauben unterwegs sein wollen, ein Interesse daran haben etwas zu tun. Deshalb hat es mich nicht überrascht, dass sich sehr viele aus diesen Gruppen auch engagieren. Die Charismatische Erneuerung hat vor zwei Jahren, glaube ich, eine Umfrage in ihren eigenen Gruppen gemacht und dort die Frage gestellt, ob und wo ihre Mitglieder engagiert sind. Das Ergebnis war, dass 85 Prozent derer, die in Gruppen sind, auch in Pfarreien engagiert sind. Wer also Menschen Glaubenserfahrungen ermöglicht, wird Wachstum erleben – und zwar in allen Bereichen.

Um das kurz einzufügen: Meine Mitbrüder hatten ja parallel angefangen, in ihrer Pfarrei eine evangelisierende Gemeindepastoral umzusetzen – also das, was ich auf Dekanats Ebene gemacht habe mit dem Mannheimer Evangelisierungsteam (MET e.V.). Wir hatten die Dekanats Ebene mit dem Mannheimer Evangelisierungsteam deshalb gewählt, weil wir eine traditionsfreie Zone wollten. Wir wollten ausprobieren, Fehler machen dürfen und experimentieren, ohne dass

ständig Leute daneben stehen und sagen: „Das haben wir immer schon gewusst, dass es nicht gut gehen kann.“ Gleichzeitig gingen meine Brüder in der Pfarrei einen etwas vorsichtigeren Weg. In diesen zehn Jahren gab es letztlich Wachstum in allen Gruppierungen der Pfarrei. Der Kirchenchor ist von 23 auf 49 Mitglieder gewachsen; daneben sind noch drei andere Musikgruppen entstanden. Die Caritaskonferenz ist gewachsen mit Leuten, die das, was sie persönlich erfahren hatten, praktisch umsetzen wollten. Es war, als hätten wir einen Schlüssel zum Gemeindevachstum gefunden. Heute würde ich sagen: Wer Menschen Glaubenserfahrungen ermöglicht der erfährt Wachstum.

Wir haben also im MET Glaubens-kurse gehalten und wir haben Kleingruppen gegründet. Wir haben parallel dazu so genannte Dienstgruppen aufgebaut, das heißt Gruppen, die bestimmten Diensten nachgehen, zum Beispiel eine Dienstgruppe für Leiterarbeit und Gruppenarbeit, also Coaching für Leiterinnen und Leiter. Es gab eine Helfergruppe, eine Seelsorgegruppe und verschiedene andere Dienstgruppen; es würde jetzt zu weit führen, das ganze Feld aufzumachen. Dazu haben wir begonnen, einmal monatlich einen Gottesdienst zu feiern als Ort der Sammlung und als Treffpunkt. Wir hatten 1995 nach fünf Jahren durch unsere Initiativen – die meiner Mitbrüder und unseres

Mannheimer Evangelisierungsteams (MET) auf Dekanatsebene – insgesamt 60 neue verschiedenste Gruppierungen, Kleingruppen, Dienstgruppen und so weiter. Das war ein gewaltiger Schub, der da stattgefunden hatte.

1993 haben wir im MET dann mit ersten Gemeindeprojekten begonnen, weil Pfarrer auf uns zukamen, die sagten: „Das wollen wir auch haben. Ich will auch ein paar Gruppen haben.“ Da haben wir uns natürlich gebauchpinselt gefühlt und haben uns darauf eingelassen. Ich sage später noch etwas dazu, wo auch diese Geschichte in eine Krise geraten ist. Wir sind damals mit großer Freude hingegangen und haben den Gemeinden einen Kurs gehalten und Gruppen gegründet und sind wieder von dannen gezogen; die waren glücklich und wir auch.

Erste Reflexionsphase

Gleichzeitig begann 1993 eine erste Reflexionsphase. Fünf Jahre nach der Priesterweihe machen wir Priester die zweite Dienstprüfung. Wir hatten damals eine Arbeit abzuliefern zum Thema ‚Katechumenale Wege und Sakramentenpastoral‘. Wir hatten mit Prof. Müller, unserem Pastoraltheologen, gesprochen, ob wir beide, Hubert und ich, nicht über unsere Arbeit in Mannheim reflektieren könnten. Das war der Anfang vom späteren Buch „Von der Krise zur Chance“.

Weil wir 1993 begonnen hatten,

Pfarreien in Mannheim diesen pastoralen Weg zu ermöglichen, hatte es nicht lange gedauert, bis noch andere außerhalb Mannheims auf uns zukamen und anfragten. Wir haben bald überlegt, ob wir nicht zentral ein Pastoralseminar anbieten. Der Bischof hat zugestimmt und dann haben wir 1995 in unserer Diözese für Hauptamtliche das Seminar „Hoffnung – Wachstum – Freude mit Glaubenskursen zum Gemeindegewachstum“ angeboten. Es kamen damals 70 Hauptamtliche aus der ganzen Diözese. Dieses Zwei-Tages-Seminar, bei dem wir ja nur unsere pastoralen Wege vorstellen wollten, hat uns fast überfordert. Mein heutiger Chef im Seelsorgeamt kam damals auch – offiziell um zu schauen, ob auch alles richtig geht und um dann einen Bericht im Ordinariat abzuliefern. Wir haben's anscheinend gut gemacht.

1996 beginnt die zweite theologische Reflexionsphase, weil ich die Möglichkeit bekommen hatte, ausgehend von unserer Pfarrexamensarbeit ein Buch über Evangelisierung zu schreiben und, falls es gelingt, zu veröffentlichen. Das passierte dann wie gesagt ja auch 1999 mit dem Titel ‚Von der Krise zur Chance – Wege einer erfolgreichen Gemeindepastoral‘.

Ich will Ihnen jetzt Anteil geben an dieser Reflexionsphase, die erst dazu geführt hat, Schritt für Schritt zu verstehen, was wir da eigentlich tun und warum es funktioniert. In

dieser Zeit haben wir uns etwas vom Begriff Evangelisierung verabschiedet und mehr den Begriff ‚Wege erwachsenen Glaubens‘ benützt. Der Begriff „Evangelisierung“ ist für viele schillernd und jeder hört das heraus, was er hören möchte. Wir haben uns gefragt: Um was geht es eigentlich? Es geht um Glaubensangebote für Erwachsene, um Wege erwachsenen Glaubens!

In einer neuen Epoche der Menschheitsgeschichte

Rückblickend auf das Zweite Vatikanische Konzil ist für mich ein Begriff wichtig geworden, nämlich der von der ‚Neuen Epoche‘. „Heute steht die Menschheit in einer neuen Epoche ihrer Geschichte.“ (GS 4)

Sie haben wie ich Geschichtsunterricht gehabt und Geschichte in Epochen gelernt. Sie haben die Griechen, die Römer, die Germanen, die Franken und so weiter im Geschichtsunterricht mit mehr oder weniger Freude durchgenommen. Sie haben dort gelernt wie ich auch in Oberwolfach, dass Epochen einige Jahrhunderte dauern, und dann kommt halt die nächste. Was wir in Oberwolfach nicht gelernt haben, vielleicht Sie auch nicht, war, dass ein Epochenwechsel auch das eine oder andere Jahrhundert braucht. Wenn also das Zweite Vatikanische Konzil von einer neuen Epoche spricht, dass etwas Neues anbricht und eine Epoche zu Ende geht und

die nächste kommt, rechne ich damit, dass für diesen Epochenwechsel das eine oder andere Jahrhundert verstreichen wird. Das heißt, dass die Arbeit, die ich heute tue und für die mein Herz schlägt, ein Beitrag dazu ist, eine neue Epoche möglich zu machen. Anders formuliert: Wir erleben, dass eine lange Zeit zu Ende geht, eine Epoche, dass aber in diesem allgemeinen Umbruch noch nicht entschieden ist, wie die neue Epoche aussieht. Und entweder wir machen mit bei diesem Wechsel oder wir gehören zu denen aus der vergangenen Epoche.

Ich durfte einen jungen erwachsenen Mann aus den Neuen Bundesländern taufen. Er lebte in seinen jungen Jahren – er war damals etwas über 20 – im so genannten schwarzen Loch in der DDR. Das heißt, er kannte kein Westfernsehen und lebte als Kind und Jugendlicher nur von den Informationen, die es in der DDR gab. Christentum hatte er im Atheismusunterricht kennen gelernt als eine geschichtlich vergangene Religion. Als die Mauer fiel, kam er in den Westen und begegnete Christen. „Es war, als ob mir plötzlich ein Dinosaurier über den Weg läuft.“ Hoffentlich schaffen wir Christen es, in den epochalen Umbrüchen dabei zu bleiben, und nicht wie die Dinosaurier auszusterben.

Die französischen Bischöfe, deren „Brief an die Katholiken in Frankreich“ („Proposer la foi dans la soci-

été actuelle") auch inzwischen in Deutschland veröffentlicht ist („Den Glauben anbieten in der heutigen Gesellschaft“), schreiben darüber, dass unsere „gegenwärtige Krise ihren Grund nicht darin hat, dass bestimmte Gruppen von Katholiken ihren Glauben verloren oder sich von Werten der christlichen Tradition abgewandt hätten. Die Krise, durch die die Kirche heute geht“, sagen sie, „ist weitgehend zurückzuführen auf ein ganzes Bündel schneller und tief greifender sozialer wie kultureller Veränderungen von weltweiten Dimensionen, die sich in der Kirche selbst wie im Leben ihrer Glieder auswirken.“ Die französischen Bischöfe sagen, dass die Krise, in der wir als Kirche stecken, mit einem größeren Umbruchprozess zusammen hängt. Es kommen also nicht weniger in die Kirche, weil wir schlechte Katholiken sind, sondern weil wir insgesamt in einem tief greifenden gesamtgesellschaftlichen Umbruchprozess stecken. Und diesen Umbruchprozess gilt es zu verstehen.

Vielleicht kennen einige das Badener Lied; dort heißt es: „In Rastatt steht die Festung...“ Man kann es heute noch auf alten Stichen sehen, dass es einen sehr kunstvollen Stadtaufbau gegeben hat. Schritt für Schritt wurden die Stadtmauern gebaut, es waren - glaube ich - insgesamt sieben Ringe, so dass die anstürmenden Feinde eine ganze Zeit

gebraucht haben, bis dann endlich einzelne Angreifer in den Stadtkern durchgekommen waren; und einen einzelnen, den konnte man noch besiegen. Aber aus unerfindlichen Gründen hat irgendjemand das Schießpulver erfunden und ein anderer hat die Kanonen erfunden und von einem Tag auf den anderen konnte man einfach über den ganzen Schutzwall rüber schießen. Was bisher Schutz war, war von einem Tag auf den anderen Gefängnis. Wenn also eine Epoche sich verändert, dann kann es sein, dass die Dinge, die einmal wichtig und gut waren, plötzlich zum Gefängnis werden. Es bleibt Ihrer Fantasie überlassen, was Sie im Moment in unserem pfarrlichen Betrieb eher als Gefängnis empfinden, obwohl es früher einmal lebensnotwendig war.

Paul M. Zulehner sagte vor 20 Jahren: „Der christliche Glaube der Bürger war vorwiegend kulturgestützt. Die gesellschaftlichen Institutionen wie Staat, Schule, Wirtschaft, Strafrecht wirkten in der Kirche zusammen, um die Christlichkeit der Bürger zu garantieren.“ 1966 feierte ich Erstkommunion; der kleine Klemens stellt sich wie alle Kinder in der Pausenhalle der Grund- und Hauptschule in Oberwolfach auf und der Rektor der Schule steht vor uns und sagt: „Liebe Kinder, heute ist für euch der wichtigste Tag in eurem Leben. Seid schon brav, betet mit, singt mit, ihr

habt alles gut gelernt. Draußen steht schon die Musikkapelle. Da kommt der Pfarrer mit den Ministranten – so, jetzt geht!“ Da hat sich niemand etwas dabei gedacht, dass uns der Staatsbeamte Rektor in die Kirche geschickt hat. Es war für mich als Ministrant damals kein Problem, der Lehrerin, dem Lehrer zu sagen: „Ich muss nachher weg zur Beerdigung, ministrieren.“ „Ja, sag’s dem Kollegen, wenn du wieder zurückkommst, dass ich dich geschickt habe.“ Das war kein Problem. Ich brauche nur das Stichwort „Kruzifixurteil“ benennen, um anzudeuten, was sich in diesen knapp 40 Jahren seither gewaltig verändert hat. Wir sind am Ende des kulturgestützten Christentums. Das gilt für unsere evangelischen Brüder und Schwestern ja genauso; in ihren evangelischen Bereichen waren sie genauso eingebettet in ein geschlossenes Milieu in Einheit mit der öffentlichen Institution. Diese Zeit ist vorüber.

Was sind die Gründe für diesen Epochenwechsel? Wir erleben eine rasante technische Entwicklung, die uns insgesamt verändert. Meine Tante Sophie, etwas über 80 Jahre alt, ist in ihrer Kindheit groß geworden in einem Schwarzwaldtal ohne elektrischen Strom. Ihr Sohn arbeitet heute bei Siemens in München. Sie können sich leicht vorstellen, was diese Frau im Laufe ihres Lebens in Bezug auf die Elektronik durchlebt hat und was sie alles dazuler-

nen musste. Vielleicht können sie sich vorstellen, in welcher Art und Weise sie damals groß geworden ist und was sie für ein Gottesbild hatte: den Naturgott. Wie aber bringt sie diesen Naturgott mit Siemens in Berührung? Was hat Gott mit Computerchips zu tun? Ich vermute, ihr Naturgott passt bei Siemens nirgends hinein. Wir müssten eine Schöpfungstheologie schreiben, die nicht nur Baummeditationen macht, sondern die Gott und Computerchips zusammenbringt. Was hat mein Golf GTI mit Gott zu tun? Epochenwechsel! Wir können entweder im alten Gottesbild bleiben oder wir können uns dieser Herausforderung stellen.

Ein zweiter Grund für den Epochenwechsel ist die hohe Mobilität und riesige Informationsvielfalt. Dass ich heute hier sein kann, ist eine Folge dieser Mobilität. Aber weil ich heute hier bin und gestern in Cloppenburg war, bin ich ja kaum zu Hause. Ich bin 19-mal in meinem Leben umgezogen. Ich habe 14 Jahre zu Hause gelebt, sechs Jahre im Internat, ich war zehn Jahre lang in Mannheim und jetzt lebe ich wieder in Freiburg – manchmal. Ich glaube, dass ich kein Einzelfall bin. Wenn wir wie bisher Glaube über Traditionspflege weitergegeben haben, dann braucht es jemanden vor Ort, der diese Tradition lebt und pflegt. Jetzt aber braucht es andere Formen, die heutzutage greifen und

möglich sind. Glaubensweitergabe ist über Tradition gar nicht mehr möglich, weil Tradition, wie ich sie noch erlebt habe, so nicht mehr möglich ist. Meine Mutter ist gelernte Trachtennäherin; Schwarzwälder Trachtennäherin. Heute mit 79 Jahren näht sie nur noch zur Folklore. Was früher Identität war, Erkennungsmerkmal, ist heute Folklore geworden.

Die Kommunikationsströme fließen durch unsere geschützten Milieus hindurch. Während man früher dem Hirtenbrief des Bischofs noch gelauscht hat, diskutieren wir heute über jedes Lehrschreiben. Weil wir natürlich alles auch anders begründen können. Das heißt, es gibt nicht mehr einen gemeinsamen Strang, sondern eine Vielfalt von Meinungen, Pluralität. Das Milieu hat sich Schritt für Schritt aufgelöst. Aber ohne den Kontext eines milieugestützten Christentums ist auch die Art und Weise, wie die Glaubensweitergabe geschah, plötzlich in Frage gestellt. Meine These lautet, dass die Sozialformen, die wir bisher hatten, eng verbunden und verwurzelt waren mit dem katholischen Milieu. Und da dieses Milieu weggebrochen ist, sich aufgelöst hat oder verdunstet ist, egal wie man das bezeichnen will, hängen unsere ganzen Formen der Glaubensweitergabe, die Sozialisation in eine Tradition waren, in der Luft.

Mehr desselben

Wie haben wir darauf reagiert? Wir haben seit den 70-er Jahren intuitiv gespürt, dass sich etwas verändert. Und in aller Regel reagiert man auf Veränderungsprozesse zunächst damit, dass man mehr desselben macht. Das ist ganz natürlich. Ich habe am 31. August Geburtstag. Wenn ich Geburtstag feiere und ein Grillfest veranstalte, weiß ich, dass ich ein kleines Sommerjäckchen mitnehmen muss für die Zeit nach Mitternacht. Es reicht etwas vom mehr desselben – ein Sommerjäckchen. Von uns sitzt hier heute niemand mehr mit Sommerkleidung da. Die haben wir inzwischen eingepackt, weil wir merken, dass wir im Herbst und Winter nicht einfach noch ein Sommerjäckchen und noch ein Sommerjäckchen überziehen können; irgendwann braucht es etwas Neues, Winterkleidung. Es ist normal, in einer Krise zunächst mit mehr desselben zu reagieren. Aber inzwischen haben wir ja gemerkt, dass noch mehr Sakramentenvorbereitung, noch mehr Elternabende, noch mehr desselben, nicht die Lösung der Probleme ist.

Eine zweite Form, wie wir versucht haben, auf diese Krise zu reagieren, war, uns auf die Familie zu konzentrieren. Wir haben gedacht, die Familie könnte alles retten. Deshalb ist unsere gemeindliche Pastoral im Wesentlichen eine Familienpastoral geworden – sprich: Das Kind wird

geboren und getauft, die Krabbelgruppe ist da, der Kindergarten ist da, die Schule ist da, Familiengottesdienste und so weiter und so weiter. Alles dreht sich rund um die Familie, weil ja irgendwie die Familie doch Grund- und Lebenszelle von Gesellschaft und Kirche ist. Die Eltern müssten es richten. Die Familie wird mit dieser Erwartungshaltung aus meiner Sicht heillos überfordert.

Doch reicht der Einfluss der Eltern auf die Kinder ja nur bis zur Pubertät. Und wer kümmert sich dann um die jungen Menschen? Wir müssen die Familie stärken, damit sie überhaupt als Sozialform überlebt in dieser Gesellschaft, das schon. Aber wir dürfen aus meiner Sicht von der Familie nicht erwarten, dass sie uns rettet in Bezug auf die Glaubensweitergabe. Denn es gibt eine Leerstelle in der religiösen Sozialisation: Der Säugling wird getauft; heute ungefähr ein halbes Jahr nach seiner Geburt, weil es eine Weile braucht, bis die Termine alle eingelockt sind. Wenn der Säugling zum Kind geworden ist, dann feiern wir mit ihm Erstkommunion und eine erste Form der Taufenerneuerung - Intensivzeit. Das Kind darf zum ersten Mal zu Gott Vater sagen, so heißt es im Taufritus.

Die nächste Stufe ist erreicht, wenn das Kind jugendlich geworden ist, wenn es pubertiert, wenn es zu allen Autoritäten Nein sagt. Da la-

den wir die Jugendlichen ein zur Firmung - es funktioniert prächtig. Beim Gottesdienst sind die Jugendlichen in aller Regel wunderbar gekleidet und freuen sich, dass der Bischof oder ein Vertreter eigens für sie gekommen ist. Aber Jugendliche sind noch keine Erwachsenen!

Erwachsen sein zeigt sich nicht dadurch, dass man 18 wird, sondern dass man verstanden hat, dass man das Leben selber in die Hand zu nehmen hat und es selber verantworten muss. Dass man von dem eigenen erwirtschafteten Geld leben muss. Dass man als Mann seine Wäsche nicht mehr zur Mutter nach Hause bringt, sondern anfängt, selber einen Haushalt zu führen. Gerade aber in dieser Phase, wenn wir zu den jungen Menschen nicht mehr Du sagen, sondern Sie sagen, hält unsere traditionelle Pastoral keine Zugangswege zu erwachsenem Glauben bereit. Von Seiten der offiziellen Gemeindepastoral gibt es so gut wie keine Angebote. Wir bilden unsere Hauptamtlichen intensiv darin aus, dass sie Erstkommunionvorbereitung machen können, egal nach welcher Methode; aber wir bilden sie nicht dafür aus, dass sie „Wege erwachsenen Glaubens“ anbieten können. Wenn eine Gemeindefreierin Exerzitien im Alltag anbietet, später dann die Stelle wechselt und eine Nachfolgerin kommt, ist nicht gewährleistet, dass ihre Arbeit weitergeht. Während die Nachfolgerin

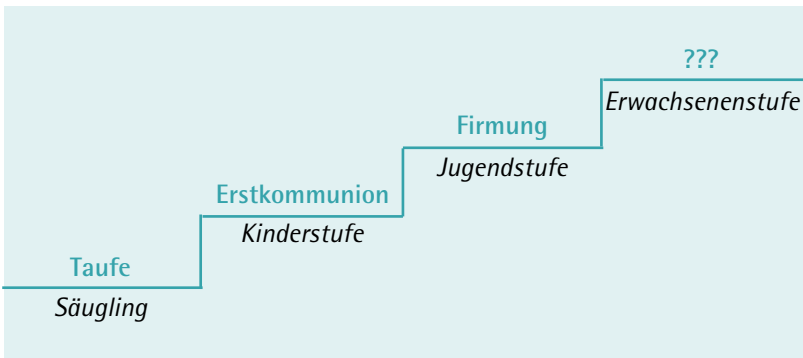
natürlicherweise die Erstkommunion weitermachen wird. Wenn wir uns nicht um die Erwachsenen kümmern, dann dürfen wir uns eigentlich nicht wundern, dass Erwachsene nicht fit werden und fit bleiben im Glauben.

Wege erwachsenen Glaubens

Das heißt, wir lassen die Menschen in ihrer religiösen Entwicklung auf der Jugendstufe stehen. Heinz Schürmann, einst Exeget in Erfurt, sagte einmal: „Ein Kind, das nicht wächst, bleibt kein Kind, sondern wird ein Zwerg.“ Oskar Matzerat in der Blechtrommel. „Glaube, der nicht wächst, bleibt nicht einfach ein kleiner Glaube, sondern verkümmert!“ Dieses Wort von Schürmann hat mir plötzlich zu verstehen gegeben, warum viele Eltern sich selber nach kindgemäßen Gottesdiensten sehnen. Weil sie vermutlich in ihrer religiösen Entwicklung und Reifung

noch gar nicht weitergekommen sind. Das heißt, vielen Erwachsenen fehlt die Freude am Glauben, weil sie nicht wissen, was Christsein soll und sein kann. Dazu kommt: Wer keine Kinder hat findet kaum Anschluss an unsere traditionellen gemeindlichen Programme, weil die meisten kinderorientiert sind.

Ein Mitbruder von mir erzählte voll Stolz, dass er angefangen hat, monatlich die Kinder zu segnen. „Dann,“ sagte er, „habe ich angefangen, auch die Eltern, die die Kinder nach vorne bringen, zu segnen und - du wirst es nicht glauben - die halten den Kopf zur Segnung auch hin.“ Ich sagte daraufhin: „Jetzt machst noch eine Babyausleihe an der Kirchentür, damit die Singles auch nach vorne kommen können.“ Ein Single hat fast keine Chance, eine Anknüpfung bei uns zu bekommen. Er muss schon richtig etwas tun; er muss zum Beispiel im Kirchenchor singen wollen,



dann darf er kommen. Oder er muss in einer Eine-Welt-Gruppe mitmachen wollen, dann kann er kommen. Aber es gibt keine natürlichen Anknüpfungspunkte, wie wir sie bei den Taufeltern noch haben. Man muss - wie gesagt - schon ein Kind haben, damit man in irgendeiner Form einen Anschluss bekommt. Also ist in mir Schritt für Schritt die Erkenntnis gewachsen, dass es nicht einfach um Eltern geht, sondern um Wege erwachsenen Glaubens. Es gilt Programme zu entwickeln, die es Erwachsenen ermöglichen, erwachsenengemäße Erfahrungen im Glauben zu machen. Es braucht Erstverkündigung und Ersterfahrungen im Glauben. Wir müssen Programme entwickeln, in denen es zu einer christlichen Formation kommt, zur Ausbildung einer christlichen Identität. Wenn wir Kinder und Jugendliche zur Erstkommunion, zur Feier der Versöhnung oder zur Firmung hinführen, dann haben wir kind- und jugendgemäße Formen. Aber wie geht das auf erwachsene Weise?

In Mannheim stand eines Tages ein 30-jähriger Mann vor mir. Er war als Kleinkind in Freiburg getauft worden - auf Drängen der Oma, denn die Eltern hatten keine Lust. Nach einem halben Jahr sind diese nach Bremen umgezogen und haben dort jegliche religiöse Praxis unterlassen, so dass dieser Mann groß geworden ist ohne Bezug zum Glau-

ben. Er hat nicht am Religionsunterricht teilgenommen, nichts. Als Erwachsener wusste er nicht einmal, dass er getauft ist. Mit 27 lernt er eine junge Frau kennen, die zur GCL - Gemeinschaft christlichen Lebens - gehört; er fährt mit auf ein Wochenende. Irgendwie hat es ihn an diesem Wochenende ergriffen, so dass er gespürt hat: Es gibt Gott und es gibt Gott für mich persönlich. Damit beginnt sein Glaubensweg. Eines Tages eröffnet er seinen Eltern, dass er sich taufen lassen möchte. „Du bist schon getauft.“ sagten die Eltern. Also blieben noch Erstkommunion und Firmung übrig. In dieser Phase kam er zu mir. Er promovierte gerade in Mannheim in BWL. So stand er vor mir und sagte: „Ich möchte mich auf Erstkommunion und Firmung vorbereiten.“ Sie merken vielleicht, dass schon die Begriffe nicht passen. Mit den Erstkommunionkindern kann man schön Brote backen, um ihnen die Grunderfahrung „Brot“ zu ermöglichen. Aber soll ich mit einem erwachsenen Mann Brot backen? Bei ihm geht es um die Einweihung in die Eucharistie und in die Feier der Versöhnung.

Ich habe erst spät verstanden, warum in Glaubenskursen auch Versöhnungsgottesdienste vorkommen. Und es sind gerade die Versöhnungsgottesdienste, in denen Erwachsene zentrale geistliche Erfahrungen machen, die Erfahrung, wirklich angenommen zu sein. Das heißt wir er-

öffnen über die Kurse nicht nur eine Einführung in den Glauben, sondern feiern auch solche Gottesdienste, die den Erwachsenen Schritt für Schritt Zugänge auch zu den Sakramenten ermöglichen.

Darum geht es: Wir müssen die Erwachsenenenebene sozusagen neu entdecken und neu mit Inhalten füllen. Wer einen Erwachsenen auf die Taufe vorbereitet hat, der weiß, dass die Erwachsenenaufvorbereitung so wenig mit der Kindertaufe zu tun hat wie nur etwas. Das sind zwei verschiedene Welten.

Neue Sozialformen gelebten Glaubens

Wenn die bisherigen Milieus und Sozialformen zerbrochen sind und Menschen einen Weg des Glaubens gehen wollen, dann braucht es (neue) Sozialformen gelebten Glaubens – das, was die geistlichen Bewegungen schon lange haben. Sie haben schon längst entdeckt, dass es heute um Erwachsene geht. Wir finden am Beginn einer geistlichen Bewegung selten zuerst die Jugendarbeit, sondern in der Regel den Anfang mit Erwachsenen. Erst in einer zweiten Phase entsteht dann auch Jugendarbeit.

Zunächst müssen wir den Erwachsenen eine Heimat im Glauben ermöglichen. Das bedeutet, dass wir für sie Lebenszellen und Weggemeinschaften gründen.

Ich unterscheide in unserer Pasto-

ral drei Arten von Gruppen: Da haben wir ‚Dienstgruppen‘, zum Beispiel den Kirchenchor; eine Gruppe, die zusammen kommt, um zu singen und gesellig zu sein. Die Ministranten kommen zusammen zum Ministrieren und um Gemeinschaft miteinander zu haben. Dienstgruppen kommen in erster Linie zusammen, um einem Dienst nachzugehen, deshalb sind sie eingerichtet; sie leben auch Gemeinschaft, aber das erst in zweiter Linie. Da gibt es weiter so genannte ‚Interessengruppen‘, Menschen, die sich zusammenfinden, um einem gemeinsamen Interesse nachzugehen. Frauengesprächskreise zum Beispiel, Eltern-Kind-Gruppen, EienWelt-Gruppen – also Gruppen, wo Menschen zusammenkommen, die ein gemeinsames Interesse teilen und umsetzen wollen. Dann gibt es drittens so genannten ‚Lebenszellen‘; das war der Begriff des Zweiten Vatikanischen Konzils, der wieder neu aufgenommen wurde in ‚Zeit zur Aussaat‘. Bisher galt allein die Familie als die Grund- und Lebenszelle von Kirche und Gesellschaft. Man ist im Zweiten Vatikanischen Konzil davon ausgegangen, dass die Leute sozusagen in ihrer kleinen Hauskirche, in einer Hauszelle leben und in der Pfarrei engagiert sind. Aber was macht ein Single? Was macht der Vater, der glauben möchte, aber dessen Familie nicht glaubt? Was macht die Mutter, die den Glauben leben möchte, aber den Glauben mit ihrer Fami-

lie nicht teilen kann?

Wenn es stimmt, dass die kleinste christliche Existenzform nicht ein glaubendes Individuum ist, sondern eine kleine Gemeinschaft, eine Zelle - wenn es stimmt, dass die erste Tat Jesu vor allen Wundern und aller Predigt die Gründung einer Jünger-gemeinschaft war und wenn laut der Apostelgeschichte eine wesentliche Folge der Ausgießung des Geistes die Gemeindebildung war, dann ist es nicht egal, ob es gemeinschaftliche Lebensformen, gemeindliche Kleingruppen gibt oder nicht. Solche ‚Lebenszellen‘ gehören zum Wesentlichen unseres Christseins dazu.

Ich habe ganz vergessen zu erzählen, dass zu uns drei Priestern ab 1990 Schritt für Schritt noch weitere Leute dazukamen. Heute lebe ich in einer verbindlichen Lebensgemeinschaft, die den Titel ‚Neuland - Gemeinschaft im Gemeindeaufbau‘ hat. Dieser Name ist sozusagen Programm; ein Ehepaar mit drei Kindern, eine unverheiratete Frau und wir drei Priester. Unsere Vision vom Anfang, dass Christen in Gemeinschaft leben, haben wir zumindest unter uns verwirklicht.

Aber gehen wir noch ein Stück weiter. ‚Wege erwachsenen Glaubens‘ ermöglichen Erwachsenen erwachsenengemäße Glaubenserfahrungen, ermöglichen eine persönliche Glaubensformation, gründen Lebenszellen und befähigen Erwachsene zum Zeugnis und zur Sendung für andere

Erwachsene. Evangelii nuntiandi sagt im sechsten Schritt: Wer evangelisiert worden ist, der wird selber beginnen zu evangelisieren und sich diakonisch und im Apostolat einzusetzen (EN 24). Das heißt im Prinzip: Glaubensweitergabe führt zu Jüngerschaft. So wie es Jesus gemacht hat: Jesus macht aus Menschen Jünger und sagt: Diese Jünger sollen aus Menschen Jünger machen, Jünger machen Jünger.

Zweitens: Die „Evangelisierung hat das Werden von reifen Gemeinden zum Ziel“, wie es in Christifidelis laici Nr. 34 heißt.

Hirten machen Hirten

So sind wir also weitermarschiert und haben 1998 die nächste Krise erlebt, als ein Pfarrer in Mannheim, der uns zweimal zur Durchführung von Glaubenskursen und zur Gründung von Kleingruppen eingeladen hatte, gesagt hat: „Du ziehst uns die Leute ab.“ Was ja objektiv auch stimmte, was mir aber zunächst nicht aufgefallen war. Ich hatte nicht gemerkt, dass wir ein Hirtenproblem haben. Die neu gewonnenen Leute aus dieser Pfarrgemeinde sind uns deshalb nachgerannt an die Jesuitenkirche, weil sie zu Hause ohne Hirten geblieben sind. Wir hatten für diese Pfarrgemeinde alles organisiert und durchgeführt, wie es der Pfarrer wollte. Aber er selbst wollte die Verantwortung dafür nicht übernehmen, er

wollte für die neu gewonnenen Christen nicht der Hirte sein.

Das hat bei mir zur Konsequenz geführt, dass ich, wenn ich von Gemeinden eingeladen werde, zuerst ein Team von Verantwortlichen aufbaue. Ich suche also zuerst nach Hirten und die Hirten führen dann die Kurse durch und gründen Gruppen. Darum geht es – Hilfe zum Selbstermachen. Die Pfarreien, die sich nicht auf diesen Weg einlassen wollen, dass sie zunächst aus ihren Reihen ein Verantwortlichkeitsteam stellen, gehen leer aus.

Die Gründung der diözesanen Fachstelle „Evangelisierende Gemeindepastoral – Wege erwachsenen Glaubens“

Es kam dann im Jahr 2000 zum Gespräch mit Erzbischof Dr. Oskar Saier und zum Aufbau der ‚Fachstelle Evangelisierende Gemeindepastoral – Wege erwachsenen Glaubens‘. Er sagte im Januar 2000: „Meine lieben Mitbrüder in Mannheim, die Zeit der Probephase ist vorüber. Ich habe gemerkt, das System hat sich bewährt. Kommen Sie bitte nach Freiburg und schauen Sie, dass Sie in der Diözese etwas hinbekommen.“ Ich bin in der glücklichen Lage, dass ich keinerlei Vorgaben bekommen habe, sondern einfach nur das Vertrauen, dass durch unsere Initiativen etwas wächst. Mich begeistert das immer noch.

Weil in unserer Diözese kein Pries-

ter mehr ausschließlich für eine neue Sache freigestellt wird, habe ich noch eine zweite Aufgabe bekommen: ‚Bischöflicher Beauftragter für den ständigen Diakonat im Erzbistum Freiburg‘. Deshalb will ich Ihnen noch ganz kurz die Verknüpfung von Diakonat und ‚Wege erwachsenen Glaubens‘ zeigen. In der Apostelgeschichte ist mir folgendes aufgefallen: Nach der Himmelfahrt Jesu heißt es, die „Elf“ und die Frauen zogen sich zurück. Kurz danach ist von 120 die Rede. Im dritten Kapitel – glaube ich – ist dann von 3.000 die Rede. Und im fünften Kapitel von 5.000. Egal, ob die Zahl genau stimmt oder nicht – Lukas schreibt, dass es ein gewaltiges Wachstum gab. Und als den Sieben – eine der Urstellen für den Diakonat – die Hände aufgelegt werden, beginnt die Perikope dort: „Als die Zahl der Jünger zunahm...“ Dass die Witwen der Hellenisten übersehen worden sind, lag nach Aussage des Lukas an der immer größer werdenden Jüngerschar. So etwas passiert, wenn man zu schnell wächst. Es gibt einige Ausfälle, wenn man zu schnell wächst! Entweder es entsteht ein Erwartungsdruck, dass alle so sein müssen – Hananias und Saphira – oder es fallen an den Rändern ein paar hinaus – wie die Witwen der Hellenisten.

Wenn man also zu groß wird und die Struktur nicht laufend mit verändert und anpasst, kommt es zu

Vereinsamungen. Und Die Sieben, die Urszene für den Diakonats, sind im Grunde dazu beauftragt, wieder neu Gemeinschaft zu stiften. Mit der Wahl der Sieben wird eine neue Untergliederung möglich.

Einer der Orte, wo die Notwendigkeit eines Ständigen Diakonates nach über tausend Jahren wieder neu entdeckt worden ist, ist das KZ in Dachau. Dort haben die inhaftierten Priester und Bischöfe gemerkt, dass es nicht ausreicht, wenn sie nur zu den Leuten im KZ gehen, um ihnen die Sakramente zu spenden und anschließend wieder gezwungenermaßen in den Priesterblock zurückkehren; sie merkten, dass sie eigentlich Laien vor Ort bräuchten, die bei den Menschen bleiben und dort kleine Gemeinschaften gründen, kleine Kreise und Gruppen. Sie bräuchten „Lagerdiakone“!

Eine der Stellen, die für die Wiederentdeckung des Ständigen Diakonates stehen, hatte als Grundimpuls, dass Diakone im Grunde Gemeinschaft, Koinonia, stiften sollen, deren Qualitätsbeschreibung die Diakonia Christi ist. Es kommt in erste Linie gerade nicht darauf an, dass Ihre Lebenszellen als erstes einen Dienst nach außen tun, sondern dass Sie eine „Diakonie nach innen“ leben. Das ist für Außenstehende und Suchende faszinierend.

Es braucht natürlich auch eine „Diakonie nach außen“. Es braucht Leute, die ein Gespür dafür entwi-

ckeln, wo Menschen raus fallen und wo die Ränder sind. Aber dort gilt es wiederum, neue Gemeinschaft zu stiften. Christliche Gemeinschaft lebt davon, dass sie in sich diakonisch ist, dass die Mitglieder sich gegenseitig die Füße waschen. Daran wird man die kleinen christlichen Gemeinschaften erkennen, dass sie ihr Leben miteinander teilen, dass sie eine neue Familie Gottes werden.

Schluss

In der Zwischenzeit hat sich aus unserer Freiburger Arbeit und in Zusammenarbeit mit Schweizer Kollegen und mit Prof. Hubert Lenz SAC in Vallendar ein ganzes WeG-Konzept entwickelt. Für die Umsetzung dieses Konzeptes in unserer Diözese bin ich verantwortlich. In diesem Konzept beginnt man damit, dass in der Pfarrgemeinde alle über die Notwendigkeit von Wegen erwachsenen Glaubens informiert werden. Ich lege dazu den Stufenplan einfach auf: Säugling / Taufe, Kind / Erstkommunion, Jugendlicher / Firmung, Erwachsener / ??? - Was machen wir mit Erwachsenen? Drei Fragezeichen.

Gestern fragte mich eine Pastoralassistentin, was sie denn zu Hause erzählen soll nach diesem Studientag. Ich habe ihr gesagt: Erzählen Sie einfach: „Ich komme mit drei Fragezeichen nach Hause.“ Dann soll sie schauen, wie ihre Kollegen im

Pfarrteam reagieren. Wenn sie sagt, sie habe ein neues Modell kennen gelernt, wird sie eher Skepsis ernten: „Schon wieder was Neues!“ Wenn sie aber mit drei Fragezeichen kommt, dann lädt sie die anderen Hauptamtlichen oder den Pfarrgemeinderat ein, danach zu suchen, wie sie für die Erwachsenen eine neue Form entwickeln können. „Visionen beginnen mit Fragen“, heißt es in der Audiowerbung.

Also informieren wir alle Betroffenen in der Gemeinde, besonders die Gruppierungen. Diese haben das Gefühl, wenn etwas für Erwachsene gemacht wird, dass man ihnen die Leute abzieht. Ich frage in Gruppierungen wie dem Kirchenchor: „Wollt ihr wachsen? Wollt ihr mehr Leute haben?“ Das wollen sie natürlich. Dann sage ich: „Ich habe da einen Weg. In ein paar Jahren werdet ihr wachsen, wenn ihr euch daran beteiligt.“

Dann in einer zweiten Phase gründet man ein Verantwortlichkeitsteam und schult es. Dieses Team muss sich dann dazu entschließen, ein Glaubenskursangebot zu machen. Man sollte, wie wir vorhin gehört haben, den Kurs nehmen, der einem am zuträglichsten erscheint. Das Team gründet nach dem Glaubenskurs Kleingruppen und begleitet diese und vernetzt sie zu einer Weggemeinschaft. Das Team beginnt tatsächlich Gemeinde als Gemeinschaft aufzubauen. Eine „Sozialform ge-

lebten Glaubens“ wird gegründet und diese hilft mit, dass der Einzelne seinen Platz in der Gemeinde findet. Die Leute wollen in der Regel etwas tun, echte Glaubenserfahrungen wecken Charismen. Wir müssen ihnen nur die Wege ebnen, damit sie für ihr Charisma, das sie leben wollen, auch den entsprechenden Ort finden, wo sie es leben können.

Sie haben mir freundlicherweise zugehört an diesem Morgen. Es ist jetzt etwas warm geworden in unserem Raum. Wir sind ein, zwei Minuten über der Zeit; vielen Dank, dass ich den ‚roten Bereich‘ etwas überziehen durfte. Kommen wir gleich zu den Rückfragen?

Hennecke: Ja, Rückfragen sind jetzt möglich. Bitte sehr.

Plenum: Sie haben gesagt, die Gruppen und auch der Pfarrer werden sagen: „Sie ziehen uns Leute aus der Gemeinde ab.“ Wie würden Sie das Verhältnis dieser neuen Gruppen, die dann entstehen, beschreiben zu den schon existierenden Gruppen? Sie haben vom Kirchenchor gesprochen, aber wir haben ja mehr als Kirchenchöre in unseren Gemeinden, wir haben Frauengemeinschaften, Kolping etc. etc. Gibt es da irgendetwas, was zusammenführt?

Armbruster: Ich will den Gedanken von vorhin noch mal wiederholen: Die meisten Gruppierungen in der Pfarrgemeinde, die wir ha-

ben, sind Dienstgruppen oder Interessengruppen. Dienstgruppen gehen davon aus: Man kommt in den Kirchenchor und bleibt beim Kirchenchor, die Gruppe trifft sich wöchentlich und hat ihre Gottesdienstgestaltungen und ein eigenes Gemeinschaftsleben. Im Kirchenchor geht man davon aus, dass die, die kommen, katholisch sind. Der Chor ist schnell verunsichert, wenn ein Katechumene kommt. Sie wissen dann nicht, was sie mit ihm machen sollen; dafür sind sie auch nicht da, sie wollen singen. Das heißt: In unseren Pfarrgemeinden gibt es noch wenig Lebensgruppen. Die einzigen Lebensgruppen, die unsere Pastoral hütet, sind die Familien als Lebensgruppen. Will man neue Menschen an die Gemeinde heranführen, muss man Lebensgruppen gründen. Und man muss den übrigen Dienst- und Interessengruppen einfach sagen, dass diese Lebensgruppen ihnen zugute kommen. Denn hier entdecken Menschen ihre Charismen, die sie in den entsprechenden Dienstgruppen einsetzen wollen. So kann Schritt für Schritt Verständnis füreinander wachsen.

Plenum: Es ist schon wichtig, in der Gemeinde möglichst alle Gruppen mit einzubeziehen. Wir haben das bei einem Alpha-Kurs so gemacht: Wir haben die Frauengruppe gefragt, ob sie mit kochen möchte. Das haben sie gerne gemacht und das hat ihnen wirklich viel gegeben,

weil wir es ihnen nicht aufgedrückt, sondern sie gefragt haben, ob sie das möchten. Wir hatten eine Frau, die psychisch angeschlagen ist und fast jeden Kreis sprengt; die haben wir gebeten, die Dekoration zu machen. Das hat sie ganz klasse gemacht; sie hat viel Anerkennung bekommen. Und so haben wir die unterschiedlichsten Gruppen mit einbezogen. Man kann auch einen Kirchenchor noch mit einbauen, der ein nettes Lied singt, so dass die dann wirklich den Eindruck haben: Wir tragen dieses Modell mit. Das halte ich für sehr wichtig, sonst schafft man Konfrontation.

Armbruster: Deswegen war mir der Punkt am Anfang so wichtig: Man muss die Gemeinde informieren. – Aber ich hab das Gefühl, Sie sind bezogen auf Ihre Frage noch nicht ganz zufrieden.

Plenum: Ja, also ich erlebe ja viele Leute, die in Gemeinde engagiert sind auf die eine oder andere Weise. Die Frage ist, fordern wir nicht noch mehr von denen, die sowieso schon engagiert sind, wenn wir sagen, ihr sollt jetzt auch noch kleine christliche Gemeinschaften bilden?

Armbruster: Ich mache ja mit dem Glaubenskurs als aller erstes ein Angebot, damit Leute überhaupt mal etwas bekommen. Viele in der Gemeinde Engagierten sagen dann: „Das ist das erste Mal, dass ich nichts tun muss, sondern einfach hinsitzen und zuhören kann und ich etwas für

mich erlebe." Das ist eigentlich die neue Erfahrung, dass es nicht einfach darum geht, ein Christ schafft etwas, sondern er bekommt zuerst mal etwas, was ihm gut tut.

Plenum: Zwei kleine Fragen: Gibt es einen verbindlichen Ablauf oder eine verbindliche Arbeitsweise in den kleinen Gruppen? Und zweitens: Wie erreichen Sie es konkret, dass nicht nur Leute aus der Kerngemeinde in den Kleingruppen sind?

Armbruster: Wir haben unsere Gruppe ‚GBL-Gruppen‘ genannt für die drei Säulen, auf denen sie stehen: Sie sollen miteinander Glauben teilen (G); sie sollen miteinander eine Form von Bibelteilen (B) praktizieren, also vom Wort her leben; und sie sollen miteinander das Leben teilen (L). Dafür gibt es ein konkretes Aufbauprogramm, das wir Schritt für Schritt mit ihnen gehen. Sie lernen dadurch, Gruppe zu werden. Wir geben zunächst einmal ein relativ enges Korsett vor; variieren kann man dann, wenn man seinen Weg gefunden hat. Wenn man noch keinen Weg kennt, kann man nicht variieren, da ist alles gleich bunt. Also sagen wir: „Beginnt einfach mal auf diese Weise. So hat sich das bewährt in vielen Gruppen und dann entwickelt euch Schritt für Schritt individuell weiter.“ Es gibt also eine klare Vorgabe für die Neuen, wie eine Gruppe werden kann.

Das ist die eine Sache. Und die andere ist: Wie erreicht man Fern-

stehende? Ich weiß nicht, ob es unter uns hier Kaninchenzüchter gibt – ich vermute nicht. Da Sie keine Kaninchen züchten, werden Sie, wenn in der Zeitung etwas steht vom Prachtkerl, der da neu gezüchtet worden ist, aller Voraussicht nach emotionslos weiterblättern. Auf Werbung für ein Produkt, das Sie nicht interessiert, reagieren Sie nicht. Und wenn jetzt drin steht: Ein Kaplan macht einen Handstand auf dem Altar – kommt und seht. Wen soll das interessieren? Selbst wenn drinsteht: Toller Glaubenskurs – kommt alle! – dann wird jemand, der kein Interesse hat oder nicht in der inneren Verfassung lebt, emotionslos weiterblättern. Wenn aber der Christian Hennecke eines Tages sagt: „Lieber Herr Bischof, ich kann zu dieser Veranstaltung jetzt gerade nicht kommen.“ und Sie nachfragen: „Warum nicht?“ und der dann etwas verschämt sagt: „Ja, wir haben heute Hauptversammlung vom Kaninchenzüchterverein.“ Dann werden Sie sagen: „Waaaaa??? Sie züchten Kaninchen? Wieso denn?“ Wenn man also jemanden kennt, der bisher keine Kaninchen gezüchtet hat und der jetzt plötzlich angefangen hat, Kaninchen zu züchten – wenn man jemanden kennt, der christlichen Glaube bisher für sich ausgeschlossen hat, aber jetzt plötzlich anfängt, im Glauben zu leben, den wird man fragen: „Was ist mit dir los?“ Das heißt: Wir kommen dann

zu Fernstehenden, wenn diese jemanden mit einer neuen Glaubenserfahrung kennen lernen. Deshalb beginnen wir im Gemeindekern, mit den Leuten, die in unserer Gemeinde ein und ausgehen. Wenn diese sich Schritt für Schritt erneuern, werden die anderen Leute, die sich kennen, nachfragen. Wir haben jährlich diese Kurse in Mannheim durchgeführt. Jetzt führen wir in Freiburg jährlich einen Kurs durch; meine beiden Mitbrüder haben jetzt jeweils eigenständige Seelsorgeeinheiten. So sicher wie die Erstkommunion kommt auch der Glaubenskurs in der Gemeinde. Und in Mannheim war es so, dass mit dem fünften Kurs 50 Prozent Fernstehende da waren, einfach weil es sich herumgesprochen hat, weil die Kurse ein positives Echo hatten, weil es ein gutes Angebot war für Erwachsene. Da blieb es einfach nicht aus, dass eben auch die Fernstehenden gekommen sind. Wir haben dann wie gesagt auch Erwachsenentaufen gehabt; es ist uns also einfach zugewachsen. Leider kamen dann auch die Ältesten der Evangelischen Kirchengemeinde - was uns zwar gefreut hat, aber den evangelischen Pastor in Rage versetzt hat. Das nur nebenbei. Also, der Weg zu Fernstehenden geht über die Personen, die sie kennen.

Plenum: Ich will noch einmal kurz nachhaken zum Verdeutlichen für mich. Also wir haben ja ganz starke Milieugemeinden und auch in der

Tendenz oft Gemeinden, die gettoisiert sind. Und wir haben eine fast immunisierte Gottesdienstgemeinde. Und Sie setzen an bei der Gottesdienstgemeinde und bei den Leuten, die in den Gemeindegruppen sind und versuchen das zu vertiefen und sagen dann: „Beim zweiten Schritt wird sich das ganz automatisch öffnen.“ Ist das so?

Armbruster: Auf eine bestimmte Weise ja. Freiwilligkeit ist dabei ein wichtiger Aspekt. Wenn unsere Fußballmannschaft nicht mehr so funktioniert und ich sage: „Ich mache jetzt eine Handballmannschaft.“ dann werden alle sagen: „Nein, wir sind doch Fußballspieler!“ Aber wenn ich sage: „Ich habe Interesse, eine Handballmannschaft zu gründen, und wer hat Lust mitzumachen?“ Dann werden sich ein paar finden, die mit Ihnen zusammen Handball spielen. Und wenn die, die dann anfangen Handball zu spielen, gewinnen, dann kommen andere dazu. Ich suche also die im gemeindlichen Kern, die bisher geistlich „unterversorgt“ sind. So wie der Pfarrgemeinderatsvorsitzende der Diakonatspfarre, der zu mir kam und sagte: „Herr Armbruster, Sie müssen entschuldigen, ich war am Sonntag nicht im Gottesdienst bei Ihrer Predigt.“ Da habe ich gesagt: „Sie müssen sich doch bei mir nicht entschuldigen.“ Also ich meine, ich habe doch keinen Anspruch darauf, dass der Pfarrgemeinderatsvorsit-

zende der Predigt des Diakons zuhört. Aber ich habe gemerkt, dass er mir etwas anderes erzählen will. Er sagte: „Wissen Sie, ich war am Sonntagabend in Singen.“ - die nächstgelegene größere Stadt -, Ich sagte: „Ja, und?“ „Ha ja, dort wird intensiver Gottesdienst gefeiert, man muss halt Zeit mitbringen - eineinhalb Stunden. Und ich brauche das manchmal.“ Da habe ich mich gefragt, was ist da passiert, dass der Pfarrgemeinderatsvorsitzende in eine andere Pfarrei muss. Weil er geistlich unterversorgt ist? So gibt es viele, die in Freikirchen gelandet sind - 50 Prozent Katholiken sind dort -, weil sie bei uns keine Nahrung bekommen. Also bieten wir einfach Nahrung an und es kommen Leute!

Plenum: Würden sie noch etwas sagen zu den Formen und Inhalten dieser Kurse?

Armbruster: Kurz. Die Kurse, die es in der Zwischenzeit gibt - vor allen Dingen eben im katholischen Bereich -, gehen im Wesentlichen einmal auf die Wirkung des Geistes zurück. Die Geschichte der Alpha-Kurse aus dem Anglikanischen, von denen heute früh die Rede war, kenne ich noch nicht so genau. Interessant ist nun, dass alle, die Glaubenskurse entwickelt haben, zu gleichen Formen gekommen sind, ohne dass sie die anderen kennen gelernt haben. Man entdeckt diese Formen im Cursillo wieder, der ja in den 40-

Jahren entwickelt worden ist. Er wurde dort in Anlehnung an die großen ignatianischen Exerzitien entwickelt, weil Jesuiten beteiligt waren. Deshalb heißt der Cursillo ‚Kleiner Kurs‘, weil es auch einen Großen Exerzitienkurs gibt. Und von dort wissen wir, dass es um die Fundamentierung der Glaubenserfahrung geht. Das heißt, die Kurse haben in aller Regel den Aufbau, dass sie zunächst einmal von der Frohen Botschaft reden, dass der Mensch grundsätzlich von Gott angenommen ist. Unsere evangelischen Mitchristen werden sagen: „Das er gerechtfertigt ist.“, aber das versteht niemand, also muss man das in eine Sprache umsetzen, die der Mensch versteht. Er soll sich grundsätzlich von Gott angenommen wissen, so wie er ist, mit allen seinen Fehlern und Schwächen. Das soll sozusagen Fuß fassen. Und in einem Menschen, der das hören und aufnehmen kann, weil er offen ist, beginnt ein innerer Prozess. Er denkt: „Das kann doch nicht sein, dass ich grundsätzlich angenommen bin - ein von Gott geliebtes Kind bin, wie es im Neuen Testament heißt. Das kann doch nicht sein. So viel spricht doch gegen diesen Gott. Wenn er mich einfach annimmt und liebt wie ich bin, wieso gibt es dann das ganze Leid und zwar auch in meinem eigenen Leben?“ So beginnt ein innerer Auseinandersetzungsprozess: Der einzelne erkennt möglicherweise, dass

all diese negativen Lebenserfahrungen innere Barrieren gegenüber Gott aufgebaut haben. Diese gilt es loszulassen, wenn man frei werden will. Das nennen wir klassisch einen Versöhnungsprozess, der da beginnt. Ein Mensch wird frei von den Bindungen, die möglicherweise seinen Weg zu Gott versperrt haben, die ihn vielleicht haben gleichgültig leben lassen, die ihn Gott nicht haben wahrnehmen lassen. Und das wird Schritt für Schritt aufgearbeitet, so dass es bei diesem Menschen zum Durchbruch kommen kann und er eine neue Erfahrung mit Gott macht: „Es gibt diesen Gott, der mich bedingungslos liebt, tatsächlich! Und zwar unabhängig von meiner Leistung, denn ich musste ja vorher nicht besser werden oder sonst etwas, sondern einfach nur diese Wahrheit an mich heran lassen und sie für mich akzeptieren.“ Das ist das, was im Wesentlichen Menschen neu fasziniert und neu beginnen lässt. So kann die Dynamik des Anfangs beginnen; sie können sozusagen neu zusammenfinden. Das in aller gebotenen Kürze.

Plenum: Ja, also im Prinzip stimme ich Ihnen voll zu. Ich bin in einer kleinen Gemeinschaft, die über 40 Jahre existiert und sehr stabil ist. Nur wo ich vielleicht was zu bedenken geben möchte - das ist Ihr biblischer Ansatz. Wenn da gerade gesagt wurde, dass wir Gefahr laufen, exegetisch zu werden, also da würde

ich sagen: Okay, das ist nicht mein Ansatz. Auf der anderen Seite müssen wir den Leuten Futter anbieten. So, jetzt möchte ich mal fragen: Wer von Ihnen kann von sich sagen, hier in diesem Raum, dass er jedes Jahr 50 Leute, Männer und Frauen im Alter von 20 - 25 Jahren, dazu bringt, sich 28 Stunden lang mit der Bibel zu beschäftigen und danach eine Prüfung abzulegen - nicht theologisch? Das schaffe ich jedes Jahr mit einer Vorlesung ‚Ökologie im Alten Testament‘, also einem völlig neuen Ansatz, der knallhart ökologisch und knallhart exegetisch ist. Dieser Ansatz, wirklich kopflastig an die Bibel heranzugehen, existiert auch und ich kann Ihnen sagen, dass mir manche Teilnehmer sowohl in der Prüfung als auch später gesagt haben, dass sie über diese Vorlesung, die sie völlig verblüfft hat, einen ganz anderen Zugang oder auch einen neuen Zugang zum Glauben gefunden haben. Ich habe welche auf dem Katholikentag wieder gesehen und die haben gesagt: „Ohne Sie wäre ich nicht hier.“

Armbruster: Das steht außer Frage.

Plenum: Also ich wollte nur sagen: Es gibt verschiedene Charismen, es gibt verschiedene Zugänge. Ich meine, dass es etwas stört, dass nur dieser sozusagen eher charismatische Weg als Möglichkeit gilt, um Lebensgruppen zu bilden.

Armbruster: Ich kann Ihnen ja erst mal nur von meinem Weg er-

zählen und der ist nun mal so gelaufen wie er gelaufen ist. Sie müssen und können nur Ihren Weg erzählen, das ist ja klar. Wir haben heute Morgen von verschiedenen Wegen gehört. Ich würde mit einem alten Satz aus dem Management sagen: Der Wurm muss dem Fisch schmecken, nicht dem Angler. Und deshalb werden Leute - müssen die Leute, die einen intellektuellen Zugang haben zu ihrem Leben, auch einen intellektuellen Zugang zum Glauben gelegt bekommen. Ich kann mit einem intellektuell geprägten Menschen nicht mit einer Wohlfühlwoche beginnen, keine Wellness-Geschichte. Da steigt er nicht ein. Aber es gibt andere Leute, die halt auf diesem Wege ihre Zugänge bekommen, also muss ich sie auf diese Wege legen. Ich habe nicht behauptet, glaube ich, dass mein Weg für alle gültig ist. Es ist der Weg, den wir gefunden haben und wo ich merke: Wenn andere sich darauf einlassen, dann wächst damit Gemeinde.

Plenum: Ich möchte das gern noch mal aufgreifen und fragen: Ist es wirklich gut, wenn man sagt, dass sich jeder inhaltlich den Kurs aussuchen soll, der ihm nahe liegt? Brauchen wir da nicht doch Kriterien? Kann ich auch den neokatechumenalen Weg einfach da reinsetzen? Bei denen weiß man oft nicht so genau, was wirklich passiert, weil die das eher verheimlichen. Mir ist etwas unwohl dabei, die eigentlichen

theologischen Inhalte, die eigentlichen Glaubensinhalte, die in dem Kurs vorkommen, so ins Beliebige zu stellen. Da lege ich als Theologe schon viel Wert drauf: Was für eine Theologie wird denn da eigentlich betrieben? Welche Theologie steht denn da dahinter? Ich habe ein bisschen die Befürchtung, dass es bei aller Betonung von Diakonie auch so eine ins Getto führende Theologie sein kann, die dann Gotteserfahrung mit Erfahrung von Gemütlichkeit gleichsetzt. Gotteserfahrung ist doch viel mehr. Da möchte ich anmahnen, auch kritisch zu sein.

Armbruster: Also wenn Sie einen alternativen Weg haben, dann wäre das ja mal eine spannende Geschichte zu sehen, wie sich die verschiedensten Wege verschieden entwickeln und trotzdem eine innere Einheit aufzeigen, sagen wir mal: Eine Spur des Geistes. Um es noch mal zu wiederholen: Ich denke, es braucht verschiedene Wege, ja. Das steht außer Frage. Dann - glaube ich - sollten wir ein Stück Geduld aufbringen, diese verschiedenen Wege mit Erwachsenen auch zu gehen. Egal von welcher Form wir jetzt gehört haben, alle sind relativ neu. Wenn es darum geht die Theologie anzumahnen, dann lehrt uns die Geschichte, dass wir über 200 Jahre glaube ich gebraucht haben, um unsere christliche Identität einigermaßen auf die Reihe zu bringen - einigermaßen zu kapieren, was da

passiert ist mit Jesus Christus. Also lade ich einfach ein, Theologie wirklich ernsthaft zu betreiben und die verschiedenen Wege anzuschauen. Mein Buch war der Versuch, eine theologische Aufarbeitung dieses ganzen Geschehens zu liefern, weil es bis dato nur ein paar ganz wenige Bücher, aber im Grund noch kein Lehrsystem gibt, wie ein Glaubensprozess bei Erwachsenen geht. Und solange wir das nicht sagen können, können wir auch von der Theologie her keine Dogmatik drauflegen. Ich sage eher: Lasst uns doch mal probieren und gucken, was da wächst.

Plenum: Also die Frage, ob wir nichts sagen können, lass ich mal dahin gestellt. Ich habe in diesen Alpha-Kurs-Materialien ein bisschen geblättert und mir ist ein Stück unwohl, wenn ich höre, man lädt die Leute ein zum Essen und dann legt man ein Video ein und ich weiß nicht, wer da predigt, ich weiß nicht, mit was für einer Theologie im Hintergrund. Es gibt sehr unterschiedliche Theologien und es gibt schon mindestens vom Konzil her einige Kriterien, mit denen man sagen kann, was katholischer Glaube in dieser Kirche nach dem Konzil ist. Da passt auch nicht mehr alles rein. Also noch mal: Es läuft wieder darauf hinaus, dass ich da wenigstens für mich kritisch sein möchte.

Armbruster: Kritik allein reicht nicht aus. Sie müssen eine positive Beschreibung davon haben.

Plenum: Ich möchte Kriterien haben für die Theologie.

Armbruster: Ja genau, die müssen Sie liefern.

Plenum:

- Ja, will ich ja gerne tun.

- Mir ist das auch sehr wichtig, dass das theologisch begleitet wird. Das ist völlig klar, dass man nicht irgendein Video einlegen kann. Der Alpha-Kurs wird theologisch begleitet, zum Beispiel von einem Pater, der in Rom in einer Kurie lehrt, also einem herausragenden internationalen Theologen, der das auch noch mal für Katholiken aufarbeitet. Alpha wird auch in Frankreich und in Italien und auch von anderen herausragenden katholischen Theologen begleitet. Das ist mir persönlich auch wichtig.

- Ja, also noch mal, ich unterstelle hier keinem, dass er irgendwelche Absonderlichkeiten von sich gibt, nur das ist der Kern der ganzen Sache für mich. Es ist nicht die Frage, in welcher Form präsentiert man das, ob mit Essen oder ohne. Da gibt es viele Erfahrungen und viele Wege. Aber die Botschaft, um die es geht, die möchte ich dabei auch im Blick halten und nicht sagen: „Na, die sagen sowieso jeder, wie er's halt sagt.“ Das wäre mir zu wenig.

Armbruster: Nein, das glaube ich wird in keinem Kursprojekt so sein, dass man die Botschaft einfach irgendwie sagt.

Plenum: In unserem Setting hier

wurde über diese Inhalte bisher nicht geredet. Man hat gesagt: „Da nimm halt jeder, was ihm so nahe ist.“ Das ist berechtigt. Aber hoffentlich wird das auch jeder für sich reflektieren.

Armbruster: Wir machen glaube ich auch im Moment keine Tagung über die Inhalte der Theologie von Kursen, sondern über die Art und Weise wie Glaubensgemeinschaften entstehen, wie kleine christliche Gemeinschaften entstehen. Und da war zunächst der Ausgangspunkt zu sagen: Ich mache die Erfahrung, dass Gemeinschaft dort entsteht, wo ich Erwachsenen eine individuelle Glaubenserfahrung ermögliche.

Hennecke: Ich glaube auch, dass es etwas mit dem Setting dieser Tagung zu tun hat. Wir sind ja auf dem Weg, solche Kriterien zu entwickeln. Es gibt ja einen Haufen Glaubenskurse. Ein kleiner Teil wurde dargestellt oder mindestens angerissen. Und die Frage ist genau die, die du stellst: Gibt es da Kriterien und wie kann man mit ihnen umgehen? Was kann man sehen, wenn man sich die Kurse anguckt? Was entwickelt sich, was nicht, und wo liegen die Grenzen? Genau diese Fragen stelle ich mir auch in meiner Rolle als Pfarrer. Da erlebe ich ja, dass die Leute im Pfarrgemeinderat und der Pfarrer selbst und die Hauptamtlichen und so weiter sagen: „Wir müssen mal was Neues machen! Es muss sich hier mal was bewegen!“ Aber dann

sind wir immer ganz schnell auf der Ebene des Organisatorischen, zum Beispiel bei der Frage, wie man einen Bibelnachmittag konstruiert, dass die Leute auch kommen. Was muss man da schreiben, wen spreche ich an ... - ach so, die Bibel muss ja irgendwie auch noch sein. Das kommt oft so hintendran. Und da werde ich empfindlicher und merke, dass ich unruhig werde, weil wir sonst eine implizite Theologie haben durch die Art und Weise, wie wir Dinge veranstalten. Und da kann es schnell passieren, dass es uns einfach reicht, wenn die Leute nett miteinander zusammenkommen. Da werde ich natürlich auch unruhig.

Da möchte noch jemand seine Frage loszuwerden oder seine Beobachtung.

Plenum: Ja, ich fange mal mit einer Beobachtung an. Als vorhin das Thema auf die bestehenden Gruppen kam, da klang Ihre Reaktion ein bisschen stark strategisch und wenig wertschätzend. Meine Fragen gehen in zwei Richtungen, die auch das Bestehende in den Blick nehmen: Muss nicht auch das Bestehende wertgeschätzt werden? Wie ist die Rolle der Gemeindegremien - Sie haben in dem Beispiel vorhin ganz kurz den Pfarrgemeinderatsvorsitzenden angeführt? Und wie ist die Rolle der bestehenden sonntäglichen Gottesdienste?

Armbruster: Zunächst habe ich vorhin ja gesagt, dass der Kirchen-

chor von 23 auf 49 gewachsen ist und dass auch fast alle anderen Gruppierungen der Pfarrei gewachsen sind. Also von daher gibt es ganz klar eine Wertschätzung dieser Gruppierungen. Wenn es anders rüber gekommen ist, dann habe ich mich falsch ausgedrückt. Es gibt nicht nur eine Wertschätzung, sondern ich will, dass die bestehenden Gruppierungen wachsen. Also ich will, dass der Kirchenchor nicht eingeht, weil niemand mehr dazu kommt, sondern ich will, dass er wächst. Und ich will in allen Bereichen, dass Wachstum geschieht. Ich spüre nur, dass wir in diesen Gruppierungen, die mehrheitlich eingerichtet sind, um bestimmten Diensten nachzugehen, dass wir in diesen Gruppierungen keine Möglichkeit bieten, dass Menschen eine Heimat im Glauben finden. So sind diese Dienst- und Interessengruppen auch nicht angelegt Sie können es so machen wie ein Pfarrer in unserer Diözese, zu dem ein 40-jähriger Mann gekommen ist, der nach 20 Jahren durch eine Krise neu angefangen hat zu suchen und beim Pfarrer angefragt hat: „Können Sie mir irgendeine Gruppe nennen, die mir hilft auf meinem Weg?“ Und dann hat der Pfarrer gesagt: „Ja, der Kirchenchor sucht gerade Männerstimmen.“ Verstehen Sie - das war eine hilflose Antwort, weil er ja keine andere Alternative hatte. Und ich glaube, wir müssen uns bei dem zu

Ende Gehenden, bei der Auflösung des Milieus darüber Gedanken machen, wie Sozialformen gelebten Glaubens entstehen. Das ist denke ich der Punkt.

Die zweite Geschichte mit dem Sonntagsgottesdienst ist eine ganz verfängliche Frage. Ich habe in der Begleitung von Menschen - der katechumenalen Begleitung - Menschen gehabt, die ohne bewusste Gotteserfahrung groß geworden sind. Ich habe sie bis zur Taufe begleitet; sie sind Christen geworden, die danach zu verkündigen begonnen haben. Sie haben auf diesem Wege gemerkt, dass die Eucharistiefeier für sie eine Feier ist, die sie nicht jeden Sonntag vertragen. Wer beginnt, Gott für sich neu zu entdecken, Christus erstmals zu entdecken, und wer auf eine intensive Weise anfängt auch zu feiern, der verträgt möglicherweise nicht jeden Sonntag einen Gottesdienst. Weil er noch von der letzten Feier so voll ist! Das war eine verrückte Erfahrung, dass Leute das nicht ausgehalten haben, jede Woche zum Gottesdienst zu gehen. Ich habe auch das andere erlebt, dass Leute auf diesem Weg für sich die tägliche Eucharistiefeier entdeckt haben. Ich habe versucht, eine Offenheit mitzubringen für das, was ich da erlebe, und nicht zuerst zu sagen: „Unsere Tradition verlangt, jeden Sonntag zum Gottesdienst zu gehen!“ Warum sagt unsere Tradition nicht, dass jeden

Sonntag Gemeindeversammlung ist, von der die Eucharistie dann ein Teil ist? Das können wir genauso gut fragen. Also ich glaube, wir müssen zum einen schauen, was geschichtlich gewachsen ist, und noch einmal neu schauen lernen, was sich ergibt, wenn Menschen Anfangswege des Glaubens gehen. Was zeigt sich da mir als Begleitperson, was verstehe ich davon und was kann ich verstehen im Blick auf unsere gewachsenen katholischen Traditionen? Ich bin, was die sonntägliche Eucharistiefeyer angeht, insgesamt etwas vorsichtiger geworden, weil ich einfach merke, wie gesagt: Die einen finden einen Zugang zur täglichen Eucharistie und leben ihre Spiritualität ganz aus dieser Eucharistie heraus. Die anderen erleben die Eucharistie so tief und so dicht, dass sie nicht in der Lage sind - vielleicht noch nicht -, sich dem wöchentlich auszusetzen. Da tut sich ein Spannungsbogen auf, den ich nicht so einfach beantworten kann.

Plenum: Sie haben die Frage jetzt beantwortet, aber so habe ich sie nicht gemeint. Es gibt jeden Sonntag die Gemeindeversammlung, es gibt jeden Sonntag den Gottesdienst. Welche Bedeutung hat das nach Ihren Erfahrungen für diesen Weg und diesen Ansatz, den Sie gehen?

Armbruster: Also wenn Sie sagen, es gibt jeden Sonntag die Gemeindeversammlung, dann würde ich Ihnen

auf dieser Spur gerne folgen und würde sagen: Das ist mein Ideal, dass sich am Sonntag die Gemeinschaft von Glaubenden versammelt und ihre Dinge miteinander austauscht, also sozusagen eine Diakonie im Innern lebendig werden lässt, indem sie miteinander teilen, was sie gegenseitig brauchen. Und das bringt diese Gemeinschaft eben auch in die Eucharistie ein, in den Grund und in die Quelle, von der her sie neue Kraft bekommt. Wir müssen uns jetzt wahrscheinlich darüber Gedanken machen, was wir unter Gemeinde verstehen. Aber ich würde auf meinem Weg eine weitere Entwicklung und Vertiefung der sonntäglichen Eucharistie nicht davon trennen wollen, dass es auch zu einer tatsächlichen Versammlung dieser Gemeinde kommt. Also nicht nur zu einer gottesdienstlichen Versammlung, sondern zu einer ganzheitlichen Versammlung, in der das Leben dieser Gemeinde und das Feiern dieser Gemeinde zusammen kommt. Das ist wirklich eine Gemeindeversammlung; und in dieser Gemeindeversammlung ist die Eucharistie Quelle, Mitte und Höhepunkt.

Hennecke: Damit sind natürlich noch nicht alle Fragen beantwortet - es wird wahrscheinlich noch viel mehr geben. Trotzdem sind wir da an ganz wichtige Fragestellungen gekommen, zum Beispiel die Frage, welche impliziten Theologien in den Glaubenskursen stecken, die dann

zu Weggemeinschaften führen sollen, und was für eine Ekklesiologie dahinter steckt. Das hat dann auch wieder mit dem Thema Gemeinde und sonntägliche Gemeindeversammlung zu tun und der Frage, wie kompatibel solche Lebensgruppen mit unseren jetzigen Gemeindestrukturen sind.

Heute Nachmittag werden wir in vier Arbeitsgruppen solche Themen ansprechen. Wir werden uns also noch mal aufteilen können und die verschiedenen Gedanken nachher dann in einem Podium zusammenbringen. Für heute Vormittag möchte ich erst einmal schließen. Es gibt jetzt ein einfaches Mittagessen; Sie sind herzlich eingeladen. Ich danke Klemens Armbruster schon mal für den Vortrag und das lebendige Gespräch.

[...]

Hennecke: Bischof Josef, Sie wandeln durch die Welten. Sie sind heute Vormittag hier gewesen und sind auch zum Abschluss wieder da. Ich weiß nicht, ob Sie auf Grund des Vormittags, den Sie hier waren, auch ein kleines Statement sagen wollen dazu, wie Sie die Entwicklung dieses Projekts sehen, das Ihnen ja sehr am Herzen liegt. Die Idee der kleinen christlichen Gemeinschaften - haben Sie heute morgen erzählt - ist für Sie entstanden aus den Impulsen durch die Besuche in der Weltkirche. Die Idee ist hier gelandet und durch Sie und durch die Synode zum Pro-

gramm geworden. Wie würden Sie den Stand beschreiben, den dieses Projekt oder diese Vision in unserem Bistum hat?

Bischof Josef: Ich bin da etwas unsicher. Ich wünschte mir natürlich viel mehr und war damals, als wir in der Synode darüber sprachen und im Zweiten Bernwardsbrief, eigentlich - wenn ich das hier so offen sagen darf - ein bisschen enttäuscht über die erste Resonanz. Ich will jetzt nicht die Begriffe nennen, die gebraucht wurden. Jedenfalls hat es mir den Atem verschlagen und ich habe auch lange Zeit nicht darüber sprechen können. Das hat mich sehr bedrückt. Zweitens bin ich sehr überrascht und erfreut zu sehen - die Umfrage heute morgen -, dass es 152 solcher Gruppen gibt und wahrscheinlich noch mehr. Wenn 152 geantwortet haben, dann kann man ja fast annehmen, dass die doppelte Zahl tatsächlich existiert. Es hat sich also längst etwas getan und offenbar liegt dies in der Luft. Offenbar entspricht dies einem Bedürfnis vieler Christen in der gegenwärtigen Phase kirchlicher und der gesellschaftlichen Entwicklung überhaupt. Insofern habe ich große Hoffnung. Und auch die Zahl hier der Anwesenden ist für mich eine unerhörte Ermutigung. Ich glaube, da ist etwas im Kommen. Wir stehen ja vor - ich hätte beinahe gesagt - schrecklichen Herausforderungen, über die ich jetzt leider noch nicht

sprechen kann, aber über die wir sehr bald werden sprechen müssen. Wir werden zu radikalen Einschnitten kommen müssen und zu erheblichen Reduzierungen von Gemeinden. Dass sich das Gesicht der Kirche von Hildesheim wesentlich verändern wird, das kann zu einem Chaos führen, aber kann natürlich auch eine enorme Chance sein. Für mich ist nur ganz sicher: Die Zukunft der Kirche von Hildesheim wird wesentlich davon abhängen, ob es gelingt, dass Menschen sich auf den Weg machen. Menschen, die in den größer werdenden Gemeinden ihre Rolle wahrnehmen als Botschafter, als Boten, als Akteure auch gegen den Strom. Ohne die geht es nicht. Hier sehe ich die große Chance der kleinen Gemeinschaften. Und ich muss gestehen, dass ich gerade bei dem ganzen Rechnen und Sehen, was da jetzt alles auf uns zukommt, immer wieder erinnert werde an die vielen Begegnungen mit den Ortskirchen. Ganz konkret nenne ich La Paz, weil der Bischof gerade da war. Weil ich gerade so unsere ganzen Zahlen vor Augen hatte, habe ich ihn gefragt: „Sag mal, wie viele Katholiken gibt's bei euch?“ „1,2 Millionen.“ „Bei uns gibt es 630.000. Und wie viele Gemeinden habt ihr denn?“ „54.“ Wir haben 320. Noch. Das wird sich erheblich verändern. „Ja - und wie viele Priester habt ihr?“ „160.“ Wir haben 320. „Und wie viele sind denn davon in den Gemeinden tätig?“ „Ja

- knapp 100.“ Und dann sagte er: „Aber bei uns ist Aufbruchstimmung, ist Schwung, ist Hoffnung!“ Das ist der große Unterschied. Und das ist meine große Hoffnung, dass die kleinen christlichen Gemeinschaften die neue innovative Sozialform unserer Gemeinden werden. Wenn das gelingt, sehe ich eine unerhörte Chance in der gegenwärtigen Entwicklung. Im Übrigen nochmals: Ich fand den Tag heute großartig und bin sehr sehr dankbar, dass Pfarrer Armbruster da war. Vielen Dank für das, was Sie gesagt haben.

[...]

Zwischen „strukturellen Randsiedlern“ und „spirituellen Herzschrittmachern“

Eine Auswertung der Umfrage „kleine christliche Gemeinschaften im Bistum Hildesheim“

Die Geschichte einer Option

Eine nicht verstandene und nicht aufgenommene Option der Pastoral – so könnte man das Schicksal der Option für die so genannten „kleinen christlichen Gemeinschaften“ im Bistum Hildesheim beschreiben.

Die Hildesheimer Synode 1989/90 hatte deutlich im Blick, dass die Pastoral des Bistums vor der Herausforderung einer grundlegenden Veränderung stand. Zur Zielmarke wurde, „auf eine neue Art Kirche zu sein“. Diese „neue Art“ gründete sich in einer synodalen Erfahrung: Die Synodalen übten miteinander ein, dass die Sitzungen und Arbeitsgruppen nicht nur technische und bürokratisch-effiziente Arbeitsweisen waren, sondern die Erfahrung des Kirchewerdens und Kircheseins – ein Selbstvollzug der Kirche und eine Selbstevangelisierung. Bibelteilen erwies sich als konkreter Weg der Erkenntnis dessen, was Gott heute für die Kirche möchte. Diese Erfahrung war „neu“ und begeisternd. Angesichts dieser Erfahrungen wurde das ursprünglich im südafrikanischen Raum beheimatete Konzept der „small christian communities“ zu einem denkbaren und vorwärts wei-

senden Weg der Pastoral in einer Kirche, deren spirituelle Wurzeln auszutrocknen drohten. Damit war ein konkreter Weg gefunden, das Anliegen der Evangelisierung in die Tat umzusetzen.

Von daher verwundert es nicht, wenn die Synode und noch nachdrücklicher der 2. Bernwardsbrief die kleinen christlichen Gemeinschaften als einen Weg der inneren Erneuerung und Selbstevangelisierung der Kirche von Hildesheim beschreiben und eine klare Option für Evangelisierung aussprechen.

Doch dann kam es zu ersten Brüchen: Die Annahme, dass gewachsene Gruppen, Gemeinschaften und Verbände in unseren Pfarrgemeinden lediglich sich selbst auf das Bibelteilen einlassen müssten, um solche Selbstevangelisierung und geistliche Kirchwerdung zu bewirken, erwies sich als Trugschluss. An vielen Orten wurde das Bibelteilen auf eine fromme Übung reduziert und war damit seiner Gemeinde aufbauenden Kraft beraubt. Gleichzeitig fragten gewachsene Gemeindeguppen, warum auf einmal eine solche ausdrückliche Spiritualität für ihre Existenz notwendig werde – diese sei doch selbstverständlicher

Hintergrund allen kirchlichen Tuns.

Die nachdrücklichen Hinweise auf diese Option von Seiten des Bischofs und die genauso nachdrückliche Rezeptionsverweigerung vieler Priester und Gemeindegruppen führten dazu, dass dieses Thema fast zu einem pastoralen Tabu wurde. Vielfältige Vorurteile entstanden, die sich zwar nicht belegen ließen, eines aber doch ins Licht rückten: Es handelt sich bei der Option für „kleine christliche Gemeinschaften“ nicht nur um eine spirituelle Auffrischung der bisherigen Kirchengestalt, sondern um eine „neue Art des Kircheseins“, um einen fundamentalen ekklesiologischen Paradigmenwechsel. Und in das bisherige und real funktionierende System der Gruppen, Verbände und Einzelner in einer Pfarrgemeinde passte diese neue Perspektive nicht hinein und wurde nicht verstanden.

Zugleich aber eröffnete diese verweigte Rezeption auch den Förderern kleiner christlicher Gemeinschaften einen Blick auf die Herausforderung, vor der die Kirche von Hildesheim steht. Unbestritten war und wird immer mehr, dass die Umbrüche der bisherigen, volkskirchlich orientierten Gestalt der Pfarrgemeinde ein grundlegendes Umdenken und Neudenken erfordern: Die pastoralen MitarbeiterInnen stehen einer größtenteils nicht mehr geprägten Generation von erwachsenen Christen gegenüber.

Schon lange findet eine echte christliche Formung in den Pfarreien nicht mehr statt. Die Initiationspastoral in Taufe, Firmung und Erstkommunion gerät zunehmend zum isolierten und folgenlosen ‚Event‘, der „spirituelle Grundwasserspiegel“ sinkt und die generationelle Weitergabe des Glaubens gelingt schon seit mindestens einer Generation mehr schlecht als recht - und dies trotz aller Fantasie, Kreativität und Engagements. Die Pastoral im Bistum Hildesheim hat darauf reagiert mit der „Option für eine mystagogische Sakramentenpastoral“, deren Rezeption in den nächsten zehn Jahren behutsam gefördert werden will.

Offen aber ist auf diesem Hintergrund die Frage, wie Erwachsene in ihren Glauben eingeführt, gefördert und begleitet werden können. Während die Verbände und Gruppen der Pfarreien in einer immer deutlicher werdenden Zukunftskrise sind und auf die jüngeren Generationen von Erwachsenen nur wenig Anziehungskraft ausüben, suchen doch immer mehr Erwachsene nach Räumen in denen sie Glaube neu kennenlernen oder ihren vorhandenen Glauben vertiefen können. Genau das aber finden sie in den Pfarreien häufig nicht, weil hier die Formation im Glauben mehr unbefragte Voraussetzung ist und weniger gelebte, überzeugende und gastfreundliche Gestalt.

Umgekehrt leben Gruppen und

AUSWERTUNG

Verbände in Pfarrgemeinden in einem von ihnen als selbstverständlich und normal erachteten Rahmen, ohne das Bedürfnis nach einer echten Erneuerung ihrer Spiritualität zu erspüren. Unter diesen Bedingungen konnte die Option für „kleine christliche Gemeinschaften“ die Pfarrgemeinden in ihrem bisherigen Bestand nicht wirklich berühren, sondern hat sie eher irritiert: Wozu braucht es diese Gemeinschaften eigentlich? Sollen hier „Elitechristen“ oder „Sektierer“ herangezogen werden? Sind das etwa bessere Christen, die sich in geistliche Kuschelgruppen zurückziehen und nichts für die Gemeinde tun?

Nicht in den Blick geriet, dass mit den kleinen christlichen Gemeinschaften eine fundamentale Option für einen biblisch gegründeten Gemeindeaufbau gemeint war und ist, der sich unterscheidet von einem Gemeindeverständnis, das Gemeindeaufbau nicht in den Blick nimmt, weil diese ja schon vorhanden und gegeben ist.

Aber wie geschah Gemeindeaufbau in früherer volkikirchlicher Zeit? Hier nahm die Familie diese Funktion ein: In selbstverständlicher Spiritualität und Lebenspraxis wurde Glaube eingeübt, der dann in der Pfarrgemeinde ausgelebt werden konnte. Doch in einer Zeit, in der die Familie nur noch in wenigen Fällen so eine „Hauskirche“ ist, braucht es neue Wege, auf denen der Einzelne

seinen Glauben entdecken, vertiefen und beheimaten kann.

Auf diesem Hintergrund ist die Erfolgsgeschichte der „Exerzitien im Alltag“ zu sehen. Das Bedürfnis nach spiritueller Erneuerung ist mehr als spürbar, und zwar sowohl in den bisherigen Gemeindekernen wie auch an den Rändern. In das bisherige Setting gemeindlichen Lebens passen diese Exerzitien im Alltag als ein zeitlich begrenztes Projekt gut hinein. Offen und am Anfang wenig reflektiert blieb die Frage, was diese Exerzitien für eine Nachgeschichte entwickeln könnten. In der Tat wird in der jüngsten Zeit deutlich, dass eine solche Nachgeschichte in kleinen Glaubensgruppen münden kann.

Dies gilt genauso für eine weitere Option der Bistumspastoral, die so genannten „Grundkurse gemeindlichen Glaubens“. Auch hier wird deutlich, dass ein solcher Grundkurs, wo er denn stattfindet, mindestens am Ende die Frage in sich tragen muss, wie es denn danach weitergeht. Der Übertrag spirituell wacher Menschen in die vorgegebene Gemeindewirklichkeit erscheint jedenfalls durchaus problematisch.

Die Geschichte der Umfrage

Diese unübersichtliche Gemenge und Gemeindelage brachte den Fachbereich Verkündigung zu der Überlegung, wie – zumal im Jahr der Bibel 2003 – das Thema der kleinen

christlichen Gemeinschaften aufgegriffen und stärker ins Bewusstsein gebracht werden könne. Es entstand die Idee einer Umfrage. Von Anfang an war deutlich, dass eine solche bistumsweite Umfrage nur in Kooperation mit anderen Beteiligten stattfinden kann. Das Referat „Spirituelle Bildung“ in der Arbeitsstelle für pastorale Fortbildung und Beratung teilte mit dem Fachbereich Verkündigung die Fragen und Überlegungen und so kam es im Frühjahr 2003 zur Entwicklung des Umfrageprojektes. Mit dem Diözesanrat der Katholiken konnte ein dritter Kooperationspartner gefunden werden, denn auch hier war deutlich die Frage spürbar, wie in Zukunft Wege und gemeinschaftliche Weggestalten erwachsenen Glaubens aussehen könnten.

Im Frühsommer 2003 wurden dann auf verschiedenen Wegen ca. 800 Erhebungsbögen im Bistum verteilt. Bis August 2003 kam es zu einem Rücklauf von 146 ausgefüllten Bögen, in denen 152 Gruppen erfasst sind. Zieht man Gruppen ab, die eher zu den klassischen Pfarreigruppen zu zählen sind, bleiben 127 Gruppen, die im weitesten Sinne „kleine christliche Gemeinschaften“ genannt werden können und etwa 1400 Personen repräsentieren. Dabei ist eine Dunkelziffer zu berücksichtigen; wie viele Gruppen es tatsächlich gibt, lässt sich nicht eindeutig sagen. Die erstaunlich

hohe Resonanz macht deutlich, dass dieses Thema im Bistum auf eine Wirklichkeit trifft, die oft nicht genügend wahrgenommen wird.

Was sind „kleine christliche Gemeinschaften“?

Zuerst und vor allem: Kleine christliche Gemeinschaften im Bistum Hildesheim sind nicht – wie oben schon erwähnt – konsequente Entwicklungen einer pastoralen Gesamtoption für einen evangelisierenden Gemeindeaufbau; eher erscheinen sie als geistgewirkte „Zufallsprodukte“. Sie sind deshalb – ähnlich wie geistliche Gemeinschaften und Bewegungen – „strukturelle Randsiedler“ in einem noch weithin klassisch-pfarrgemeindlich dominierten Feld. Auch wenn sie also in den entscheidenden pastoralen Optionen des Bistums (Synode, 2. Bernwardsbrief, Eckpunkte 2020) eine durchaus zentrale Rolle spielen, ist ihre Entwicklung vom Bistum und von den pastoralen MitarbeiterInnen bisher nicht programmatisch gefördert worden. Es gab und gibt bisher keine operative und planbare Umsetzung der Option für eine „Evangelisierung in kleinen christlichen Gemeinschaften und durch sie“ (Eckpunkte 2020). Es gab und gibt weithin keine Ausbildung und Formung von Leiterinnen und Leitern; in der Aus- und Weiterbildung der Pfarrer und Hauptberuflichen ist dieses Thema kaum bedacht.

AUSWERTUNG

Dem entspricht auch der eher „zufällige“ Entstehungsmodus solcher Gemeinschaften: Die persönliche spirituelle Suche von Einzelnen, das Erleben charismatisch begabter Persönlichkeiten, der Kontakt zu geistlichen Gemeinschaften – deren Einfluss hier gar nicht hoch genug einzuschätzen ist –, die Exerzitien im Alltag – all das sind Anlässe für die Bildung solcher Gruppen. Eine Ausnahme ist die Entstehung der Hauskreise im Pilotprojekt Hannover Ost im Anschluss an eine Tagung im Jahr 2002 mit Bischof Fritz Lobinger, einem der Gründerväter dieses Projekts in Südafrika. Hier hat ein Pastoralteam entschieden die Option für kleine christliche Gemeinschaften gewählt. Entsprechend ist in dieser Pfarrei auch ein Entwicklungsprozess erkennbar.

Die kleinen christlichen Gemeinschaften im Bistum Hildesheim sind also als pneumatisch gewirkte „Initiative von unten“ gewachsen und damit entsprechend bunt und vielfältig. Die Tatsache, dass fast die Hälfte dieser Gemeinschaften in den letzten fünf Jahren entstanden sind, könnte darauf hindeuten, dass in den vergangenen Jahren der Bedarf an spiritueller Beheimatung in überschaubaren Gruppen spürbar gewachsen ist. Dies betrifft vor allem die jüngeren Erwachsenen; „kleine christliche Gemeinschaften“ sind offensichtlich ein Weg, um Erwachsene neu mit ihrem Glauben zu be-

heimaten.

Auf der anderen Seite bleiben alle diese Gruppen „strukturelle Rand-siedler“. Sie sind in ihrer Existenz und ihrem Bestand bedroht, wenn nicht deutlich wird, dass die „kleinen christlichen Gemeinschaften“ Teil und vielleicht erster Ausdruck einer Vision von Kirche sind, die weiter reicht. Die Existenz einer nicht unbeträchtlichen Anzahl solcher Gruppen verweist auf die Notwendigkeit, den ekklesiologischen Gesamtrahmen zu bedenken, in denen diese Gruppen stehen. Zu „Kuschelgruppen“ am Rand des pfarrgemeindlichen Settings werden die kleinen christlichen Gemeinschaften nur dann, wenn sie nicht hinein genommen werden in die Perspektive einer grundlegenden Option des evangelisierenden Gemeindeaufbaus, die im Bistum ja gegeben ist.

Die Umfrage ermöglicht einen „typologischen“ Einblick von innen in das Leben einer kleinen christlichen Gemeinschaft im Bistum Hildesheim. Denn die Gruppen, die sich in den vergangenen Jahren im Bistum Hildesheim gebildet haben, weisen strukturelle und inhaltliche Gemeinsamkeiten aus, die hier kurz beleuchtet werden sollen.

- In der Regel treffen sich in kleinen christlichen Gemeinschaften etwa 6-10 Personen. Die Gruppengröße ist relativ stabil; bei mehr als der Hälfte der Gruppen ist ein leichtes Wachstum zu verzeichnen (zwi-

schen 1 und 5 neue Mitglieder in den letzten zwei Jahren). Die Verbindlichkeit der Treffen ist sehr hoch, wobei die meisten Gruppen (etwa 60%) sich einmal im Monat treffen, die übrigen zu nahezu gleichen Teilen wöchentlich oder zweiwöchentlich. Von der Altersstruktur her trifft sich in solchen Gemeinschaften eher die Alterspanne zwischen 40 und 60. Aber auch jüngere Jahrgänge sind in den kleinen christlichen Gemeinschaften deutlich häufiger vertreten als oftmals in den klassischen pfarrgemeindlichen Gruppen.

- Für das Innenleben einer kleinen christlichen Gemeinschaft ist die Bibel zentral. Das Lesen und Hören der Schrift ist der zentrale Ausgangspunkt für die Gestaltung der Gruppentreffen. Dabei nimmt das „Bibelteilen“ eine bedeutende Rolle ein, aber auch andere Umgangsweisen mit der Schrift werden eingeübt. Die Heilige Schrift wird zum Buch des Lebens: Man versucht, aus dem Evangelium zu leben („sich aus der Schrift stärken“) und für das Leben zu lernen („sich an der Schrift orientieren“). Im Vordergrund steht nicht unbedingt, die Heilige Schrift zu meditieren oder zu reflektieren. Der wissenschaftliche Umgang mit der Bibel spielt eine eher untergeordnete Rolle.
- Das Gebet, der Lobpreis und andere liturgische Elemente spielen bei

den Gruppentreffen eine wichtige Rolle. Die ausdrückliche Rede zu Gott in verschiedenen Formen und verschiedenste Elemente gottesdienstlicher Feiern finden sich oft eingegossen in einen wiederkehrenden festen Ablauf der Treffen.

- Auf die Frage, was einem persönlich besonders fehlen würde, wenn es die kleine christliche Gemeinschaft, zu der man gehört, nicht mehr geben würde, antwortet ein weit überwiegender Teil: „Der Austausch in Gemeinschaft über Fragen des Lebens und Glaubens.“ Diese und andere Äußerungen zeigen, dass es zu den wesentlichen Merkmalen kleiner christlicher Gemeinschaften gehört, Leben und Glauben aufeinander zu beziehen und ineinander zu verschränken.
- Ganz offensichtlich sind kleine christliche Gemeinschaften in unserem Bistum überdurchschnittlich stark von den geistlichen Gemeinschaften im Bistum beeinflusst. Wenn Menschen zum Beispiel an den Glaubenskursen der Cursillobewegung teilgenommen haben oder im Umkreis der Fokolarbewegung der spezifischen Spiritualität dieser Gemeinschaft begegnet sind, dann haben sie sich diesen Gemeinschaften nicht unbedingt angeschlossen. Und doch war diese Begegnung Ausgangspunkt für manche Gruppengründung oder die jeweilige Spiritualität hat sich deutlich ausgewirkt auf die Art

AUSWERTUNG

und Weise, wie eine kleine christliche Gemeinschaft gestaltet und geleitet wird.

- Die kleinen christlichen Gemeinschaften sind untereinander nicht vernetzt; sie bilden eine Randstruktur in den bestehenden Pfarrgemeinden. Die Teilnehmer in den kleinen christlichen Gemeinschaften sind sehr häufig in den verschiedenen Dienstbereichen ihrer Pfarrgemeinde aktiv. Mitglieder der kleinen christlichen Gemeinschaften fühlen sich gerade auch deswegen sehr eng mit der Pfarrgemeinde vor Ort verbunden, auch wenn sie sich zu einem Teil (ca. 1/4 der Gruppen) als Hauskreise in privaten Wohnräumen treffen. Viele Gruppen berichten von positiven Erfahrungen mit dem Pfarrer vor Ort und fühlen sich von der Pfarrgemeinde anerkannt. Manchmal allerdings scheint die Wahrnehmung der kleinen christlichen Gemeinschaften aus Sicht der Pfarrgemeinde getrübt zu sein durch Vorurteile oder Unwissen. Je stärker in einer Pfarrgemeinde eine Kultur der milieuerengten Überbetonung von Gemeinschaftsleben herrscht und je weniger im Leben der Pfarrgemeinde das Gespräch über den Glauben und die lebendige Feier des Glaubens geübt wird, desto eher scheinen die kleinen christlichen Gemeinschaften mit Misstrauen bedacht zu werden.

Die kleinen christlichen Gemeinschaften als ‚Grundsteine‘ im Übergang

Was lässt sich also aus den Ergebnissen der Umfrage erkennen? Die Kirche von Hildesheim steht nicht nur in einem strukturellen und finanziellen Umbruch, der das Antlitz der Pfarrgemeinden stark prägen wird, sondern sie ist auch auf dem Weg zu einer neuen Gestalt.

Christsein vollzieht sich in unserer Kirche nach wie vor weithin in klassischen pfarrgemeindlichen Gruppen. Darunter sind Gruppen und Gemeinschaften zu verstehen, die auf einem selbstverständlich eingeübten Christsein aufrufen, deren Mitglieder weit überwiegend aus demselben Milieu stammen und die sich am Vereinswesen orientiert organisieren: Eine Frauengemeinschaft, ein Männerverein, ein Chor und andere Gruppen der Gemeinde, die entweder aus einem gemeinsamen Interesse oder aber aus der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Lebenssituation entstanden sind. Gemeindeleben und Glaubensweitergabe gehören hier zu den vorausgesetzten Wirklichkeiten. Der Milieudreiklang von Schule, Elternhaus und Kirchengemeinde sorgte für eine mindestens formal intensive religiöse Sozialisation. Dabei spielte die Familie eine privilegierte Rolle: Hier vor allem fand Glaubenskommunikation und Einübung in eine

christliche Frömmigkeit statt. Am Sonntag trafen sich die so geprägten Christinnen und Christen wie selbstverständlich zur Eucharistiefeyer und von dorthin entstand das Bedürfnis, sich in Interessen-, Talent- und Standesgruppen zu treffen. Auch wenn die Voraussetzungen dieses gezeichneten Bildes heute höchstens noch bruchstückhaft existieren, so ruht die weithin bestehende pfarrgemeindliche Kultur doch auf diesen unbefragten Voraussetzungen auf.

Dass diese Voraussetzungen nicht mehr gegeben sind, ist durch die Entwicklungen der letzten zwanzig Jahre schmerzlich deutlich geworden. Auf diesem Hintergrund sind die Aufbrüche wahrzunehmen, die in diesem Kontext verstehbar werden. Geistliche Gemeinschaften und Bewegungen bilden in unserer Kirche gleichsam modellhaft die veränderte Situation ab und geben einen ersten geistgewirkten Antwortversuch: Um charismatische Persönlichkeiten oder Gründungsereignisse bilden sich Gruppen von Suchenden, die in kleinen Glaubensgemeinschaften dem Charisma ihrer Gemeinschaft Ausdruck verleihen. Diese Gemeinschaften sind nicht zuerst territorial an bestimmte Nachbarschaftsorte geknüpft, sondern bilden so etwas ab wie „geistliche Wahlverwandtschaften“ (Michael Hochschild). Sie bilden ein Netzwerk, organisieren sich überlokal - ja zum Teil weltweit.

Sie ermöglichen eine unterschiedliche Intensität der Zugehörigkeit und kennen so eine weite ökumenische und sogar interreligiöse Offenheit.

Die „kleinen christlichen Gemeinschaften“ sind von ihrer Entstehung und ihrer Gestalt diesen „geistlichen Gemeinschaften und Bewegungen“ sehr nahe, gehören aber nicht zu ihnen. Sie entstehen meist als strukturelle Randsiedlungen in unseren Pfarreien: Sie sind nicht einzuordnen in das Gefüge der Gemeinschaften und Verbände, und dennoch wissen sie sich gänzlich zugehörig. Im Unterschied zu den gewohnten Gruppierungen bilden sie sich aus einem explizit spirituellen Interesse: Menschen treffen sich regelmäßig in vertrauensvoller Atmosphäre, um miteinander neue Kraft zu schöpfen für ihren Dienst in Kirche und Welt. Dabei erfüllen sie unabhängig von vordergründig sichtbarer Aufgabenerfüllung zuerst einen Dienst aneinander: Sie unterstützen sich gegenseitig bei einfachen und schwierigen Herausforderungen des praktischen Alltags (Diakonia), sie erzählen sich von ihrem persönlichen Glauben und ihrer Erfahrung mit dem Wort Gottes (Martyria) und sie antworten auf Gottes Anruf durch Gebet und Elemente gottesdienstlicher Feier (Liturgia) - und das alles tun sie in Gemeinschaft (Koinonia), Grundstruktur des Christseins überhaupt. Entsprechend selbständig und unabhängig sind diese Gruppen; sie

AUSWERTUNG

haben keinen Auftrag in der Pfarrei oder von der Pfarrei, sie haben eine eigenständige Leitung und vollziehen ihr Kirchesein als „Hauskirche“ (ecclesiola) – gewissermaßen als kleinste vor Ort vorfindbare Verwirklichung von Kirche.

Damit antworten die kleinen christlichen Gemeinschaften auf die zunehmende Individualisierung und Personalisierung des Glaubens; sie formen so eine wichtige Grundstruktur von Kirche. Diese Grundstruktur stützt und fördert das Leben der Pfarrgemeinden, ist aber selbst nicht Ausdruck dieser Sozialgestalt von Kirche. Denn unsere Verbände und Gruppen leiden an der Auszehrung und Verdunstung ihrer eigenen Voraussetzungen. Prägnant formuliert: Die Pfarrgemeinde in ihren Gruppen und Gemeinschaften lebt von Voraussetzungen, die sie sich selbst nicht geben kann, eben jener spirituellen und lebenspraktischen Glaubensvollzüge, die grundlegend eingeübt werden wollen und deren klassische Einübungsfelder austrocknen.

Dies alles aber kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass diese Gemeinschaften derzeit weithin eine Außen-seiterrolle spielen und nur eine kleine Minderheit von Christen repräsentieren. Diese Gemeinschaften sind wohl eher ein Hinweis auf eine mögliche spirituelle Grundgestalt des Christseins der Zukunft. Von daher sind sie eine erste Ausgestaltung und Be-

wahrheitung der synodalen und bischöflichen Optionen für die Pastoral im Bistum. Sie ersetzen aber nicht die bisherige Gestalt der Pfarrgemeinde; vielmehr sind sie ein Ermöglichungsgrund, eine Basisstruktur, Unterbau und Grundstein der sich verändernden Gestalt von Gemeinde. Die kleinen christlichen Gemeinschaften sind damit ein Signal des schon von der Synode geahnten Übergangs der Kirche in eine neue Gestalt. Auf diese Weise zeigen sich kleine christliche Gemeinschaften im Bistum Hildesheim als wichtige spirituelle Impulsgeber – eben „spirituelle Herzschrittmacher“.

Der große Gewinn

Die Umfrage zu den kleinen christlichen Gemeinschaften im Bistum Hildesheim kann an vielen Stellen bestehende Vorurteile widerlegen: In der Tat zeigt es sich an diesen Gemeinschaften, dass Menschen, die in einem hohen Maß spirituell auf der Suche sind, sich sehr wohl in Gemeinschaften über längere Zeit binden. Zugleich wird deutlich, dass von hier aus die einzelnen in ihrem Dienst an Welt und Kirche gestärkt werden und gleichzeitig ein Impuls zur Bindung an die Eucharistiegemeinde ausgeht. Kleine christliche Gemeinschaften sind keine „Kuschelgruppen“ oder spirituelle Sonderwelten mit sektiererischen Tendenzen am Rand der Kirche; das Gegenteil ist der Fall! Kleine

christliche Gemeinschaften lassen sich wohl eher einer spirituellen Grundform des Christseins zuordnen. Sie sind in keiner Weise „Konkurrenz“ zu Gruppen und Gemeinschaften der Pfarrgemeinde, sondern sie sind ihre spirituelle Belebung. Damit entsteht und lebt hier Hauskirche als Grundmodul der Kirche vor Ort.

Die Bildung kleiner christlicher Gemeinschaften geht nicht zu Lasten, sondern geschieht zu Gunsten der Gemeinde. Kleine christliche Gemeinschaften leben eine Antwort auf die zunehmende Verdunstung lebendigen Glaubens. Damit aber ist zugleich gesagt, dass die Bildung solcher „Familiengruppen des Glaubens“ sich auswirken wird auf die Mitte unseres Kircheseins, die ihren Höhepunkt findet in der Feier der Eucharistie. Die Erfahrung mit den kleinen christlichen Gemeinschaften im Bistum lässt deutlich erkennen, dass Mitglieder kleiner christlicher Gemeinschaften sich selbstverständlich eingebettet wissen in diese Eucharistiegemeinschaft der Kirche.

In kleinen christlichen Gemeinschaften entsteht eine Ekklesiopraxis, die Maß nimmt an einer „Spiritualität der Gemeinschaft“: Kirche wird erlebbar in der bewusst erfahrenen und gelebten Geschwisterlichkeit. Insofern stellen kleine christliche Gemeinschaften eine Art katechumenaler „Glaubenschulen“ dar, die auch offen sind für Neuein-

steiger und Suchende.

Die kleinen christlichen Gemeinschaften sind so etwas wie ‚Glaubenschulen‘ oder ‚Schulen der Jüngerschaft‘, die – so zeigt die Umfrage – gerade zur Entdeckung der eigenen Sendung und der eigenen Aufgabe führen, zur Herausbildung von Charismen und Dienstaufträgen. Diese Glaubenschulen leben von der immer neuen Begegnung mit dem Wort Gottes, der intensiven Begegnung mit dem Glauben der anderen und dem Gebet in seinen unterschiedlichen Formen. Im geschwisterlichen Miteinander finden die einzelnen Zugang zu ihrer persönlichen eigenen Sendung, Mut zur Gestaltung dieser Sendung aus der Erfahrung der Nähe Gottes und konkrete Unterstützung durch die verschiedenen Fähigkeiten der anderen. Damit sind kleine christliche Gemeinschaften Ausgangspunkt für eine Charismenschulung und stellen eine wichtige Basis für zukünftige Freiwilligenarbeit dar.

Was jetzt Not tut

Sieht man den Gewinn, den diese kleinen christlichen Gemeinschaften für die Menschen im Bistum und für die Kirche von Hildesheim bilden, wird deutlich, dass die Optionen der Hildesheimer Synode und des 2. Bernwardsbriefes, aber auch die Perspektiven der Eckpunkte 2020 dazu drängen, die Entwicklung und Förderung kleiner christlicher Gemeinschaften zu

AUSWERTUNG

einem vordringlichen pastoralen Grundziel zu machen. Dies ist bisher nicht geschehen, erscheint aber mehr als notwendig. Das Ergebnis der Umfrage muss also Konsequenzen nach sich ziehen.

- Die kleinen christlichen Gemeinschaften sind einzubinden in ein umfassendes Konzept der spirituellen Erneuerung unseres Bistums. Ist es wahr, dass die eigentliche Krise unserer Kirche eine Gotteskrise ist, so stellt die Bildung und Förderung der kleinen christlichen Gemeinschaften einen ersten Schritt zu einer neu gelebten Spiritualität und Gottesbeziehung dar.
- In den Gemeinden des Bistums und insbesondere in der Weiterbildung der Priester, Diakone und des pastoralen Personals sollte die ekklesiologische Vision der Kirche von Hildesheim neu verlebendigt werden. In einem solchen Prozess könnten die kleinen christlichen Gemeinschaften als Grundmodul einer Erneuerung der spirituellen Tiefenstruktur in den Blick genommen werden.
- Die Bildung kleiner christlicher Gemeinschaften geschieht über verschiedene Wege der Glaubensbildung Erwachsener. Glaubenskurse, Exerzitien im Alltag und die Erwachsenenkatechese in ihren unterschiedlichsten Formen stellen wichtige Elemente auf einem solchen Weg dar. Solche Elemente könnten viel stärker eingeübt und

ausprobiert werden und sind auf ihre Nachhaltigkeit hin zu entfalten, ihre ,ekklesiogenetische Kraft'.

Das Bistum Hildesheim hat mit der Option für kleine christliche Gemeinschaften einen Schatz, der nun dringend der strukturellen Förderung bedarf. In den vergangenen Jahren ist deutlich geworden, dass diese Option durchaus zukunftsfähig ist. Nun muss dieses Konzept weiter entwickelt und konkret entfaltet werden.

Kleine Literaturliste zum Thema „kleine christliche Gemeinschaften“

- Armbruster, Klemens; Von der Krise zur Chance, Wege einer erfolgreichen Gemeindepastoral, Herder, Freiburg im Breisgau 2001
- Bibel Teilen, Bekannte Texte neu erleben, Missio / Kath.Bibelwerk, Aachen 1998, Bezug über: Missio Medien, Postfach 1170, 52012 Aachen
- „Damit alle mittun können“, Ein Gespräch mit dem südafrikanischen Bischof Fritz Lobinger, in: Herder Korrespondenz 56 8/2002, 393ff.
- Donahue, Bill; Robinson, Russ; Gemeinschaft die Leben verändert, Praktische Schritte zu einer Kleingruppen-Gemeinde, Gerth Medien, Willow Creek Edition, Asslar 2003
- Donahue, Bill; Authentisch Kleingruppen leiten, Projektion J, Willow Creek Edition, Asslar 1997
- von Fürstenberg, Gregor; Nagler, Norbert; Vellguth, Klaus; Zukunftsfähige Gemeinde, Ein Werkbuch mit Impulsen aus den jungen Kirchen, Bernward bei Don Bosco / Missio, München 2003
- Glaube befreit, Konkrete kleine Schritte der Basisgemeinschaften in Asien. Bezug über: Missio Medien, Postfach 1170, 52012 Aachen
- Handbuch für die Gruppenleitung, Themen für eine langfristige Leitung einer gemeindlichen Kleingruppe, Verlag BE-Team, Bezug über: D&D Medien GmbH, Schubertstr. 28, 88214 Ravensburg
- Hirmer, Oswald; Steins, Georg; Gemeinschaft im Wort, Werkbuch zum Bibel-Teilen, Bernward bei Don Bosco / Missio, München 1999
- Impuls-Texte, für deutsche Gemeinden umgearbeitete Texte des ASIIPA-Programms, Bezug über: Seelsorgeamt Regensburg, Postfach 110163, 93043 Regensburg. *Themen: A. Bibel teilen (5 Einheiten); B. Kirchliche Basisgemeinschaften (3 Einheiten); C. Die mitverantwortliche Gemeinde (5 Einheiten); D. Pastorale Planung und Führungsstil (1 Einheit)*
- Kleine Gemeinschaften - auf eine neue Art Kirche sein?, das prisma 2/2002, Beiträge zu Pastoral, Katechese und Theologie, hrsg.v. der Fokolar-Bewegung Deutschland, Verlag Neue Stadt, Münchner Str.2, 85667 Oberpfaffenhofen

LITERATURLISTE

- Mittelberg, Mark; So wird ihre Gemeinde ansteckend. Evangelisation und Mission neu entdecken, Projektion J, Willow Creek Edition, Asslar 2001
- Neuer Wein in neue Schläuche, Einführung in gemeindliche Kleingruppen, Verlag BE-Team, Bezug über: D&D Medien GmbH, Schubertstr. 28, 88214 Ravensburg
- Schwarz, Christian A.; Die natürliche Gemeindeentwicklung, C&P, Emmelsbüll, 1996
- Schwarz, Christian A.; Schalk, Christoph; Die Praxis der natürlichen Gemeindeentwicklung, C&P, Emmelsbüll, 1997
- Simson, Wolfgang; Häuser, die die Welt verändern, C&P, Emmelsbüll, 1999

ISBN: 3-89366-546-3

Impressum

© 2004 Bischöfliches Generalvikariat, Hildesheim

Herausgeber: Fachbereich Verkündigung / Hauptabteilung Pastoral

Bezug: Bischöfliches Generalvikariat Hildesheim

Fachbereich Verkündigung / Hauptabteilung Pastoral

Domhof 18-21, 31134 Hildesheim